Der rothe Doctor.

Roman
aus der neuesten Zeit.

Von

Leopold Wray.

Deutsch
von
August Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1868.
A. Hartleben's Verlag.



Der rothe Doctor.

Roman
aus der neuesten Zeit.

Von

Leopold Wray.

Deutsch
von
August Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1868.
A. Hartleben's Verlag.



Der rothe Doctor.

Roman
aus der neuesten Zeit.

Von

Leopold Wray.

Deutsch
von
August Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1868.
A. Hartleben's Verlag.



Der rothe Doctor.

Roman
aus der neuesten Zeit.

Von

Leopold Wray.

Deutsch
von
August Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1868.
A. Hartleben's Verlag.

Erstes Capitel.

Die Schlange stiehlt sich in's Paradies.

An einem schönen Abend im Monat October des Jahres 1856, eben als es völlig dunkel zu werden begann, ritten ein Herr und eine Dame, der erstere in einem fashionablen Jagdcostüm und die letztere in eleganter Amazonentracht, auf ihren ziemlich müden Pferden einen der angenehmen Wege entlang, welche den umfangreichen Morvan-Forst in der Umgegend von Chastellux durchschneiden.

Die Reiterin gehörte jener Gattung von Schönheiten an, welche in einem Alter von dreißig Jahren zur vollen Blüthe gediehen sind.

Der Reiter konnte etwa vierzig Jahre zählen, aber er hatte die schlanke, biegsame Gestalt, den hellen, klaren Blick und den schönen, üppigen Bartwuchs der reifen Mannesjugend bewahrt.

Er war der Gatte der schönen Dame, die neben ihm einherritt, und sein Name und Titel war Baron Raoul von Nesles.

Während des Herbstes bewohnten sie das Schloß Roche Noire, ein mittelalterliches Gebäude, was noch ziemlich gut erhalten war und isolirt, fern von irgend

einem Dorf oder Landsitz, von weitgestreckten Waldungen umgeben lag.

Der Baron und seine Gemahlin waren Geschwisterkinder. Sie hatten einander aber nicht aus Familienrücksichten, sondern aus Liebe geheirathet und seit zehn Jahren waren sie das glücklichste Ehepaar gewesen, welches man sich denken konnte.

Hinter ihnen, in einer Entfernung von etwa hundert Schritten, ritt ein Piqueur mit zwei Jagdburschen und einer stattlichen Meute von echter Saintonge-Race.

Die Jagd war heute eine sehr ergiebige gewesen und einer der Jäger führte ein Maulthier, dessen Packsattel mit einem Eber, einer Bache und einem Frischling beladen war.

Die letzteren beiden Thiere hatte der Baron mit eigener Hand erlegt.

Seine schöne Gemahlin war der Jagd mit unerschrockenem Muthe gefolgt und über Hecken und Gräben mit der Geschicklichkeit einer vollendeten Reiterin hinweggesetzt.

Die Pferde waren, wie schon bemerkt worden, außerordentlich müde.

Der Baron und seine Gemahlin trieben sie daher auch nicht weiter an, sondern ließen sie ganz gemächlich gehen, obschon es spät ward und sie sich noch in ziemlicher Entfernung von dem Schlosse befanden, wo das Abendessen ihrer Rückkehr harrte.

„Weißt Du, liebes Kind," sagte der Baron, „ich habe kürzlich eine sehr interessante Erzählung von einem englischen Autor, Namens Charles Nevil, gelesen. Sein

Buch führt den Titel: Excentrische Geschichten, und ich kann Dir versichern, daß es denselben vollkommen rechtfertigt."

„Wirklich?" entgegnete die Baronin. „Und darf ich fragen, wovon die Geschichte handelt?"

„Nun, magst Du mir glauben oder nicht, so muß ich Dir versichern, daß diese Geschichte mir geradezu Furcht und Schrecken eingejagt hat," antwortete der Baron.

Seine Gemahlin ließ zwei Reihen Perlenzähne blitzen, während sie ein anmuthiges, silbernes Gelächter aufschlug und sagte:

„Eine Geschichte hätte Dir Furcht und Schrecken eingeflößt? Dir? Nein, das ist wohl nicht Dein Ernst?"

„Allerdings ist es mein Ernst, obschon ich als Capitain bei den Chasseurs d'Afrique so Manches mitgemacht und in meinem Leben nie gezittert habe."

„Dann muß es eine Geistergeschichte oder wenigstens ein Räuberroman gewesen sein."

„Nein, es ist keins von Beiden, obschon, beiläufig bemerkt, einige Räuber darin vorkommen."

„Mein lieber Raoul, Du weißt, daß das Errathen von Räthseln nicht meine starke Seite ist. Stelle daher meine Neugier nicht länger auf die Probe, sondern sage mir ohne Umschweife, was Du meinst."

„Wohlan," hob der Baron mit ernstem Lächeln wieder an, „der Held einer dieser excentrischen Geschichten ist ein junger, englischer Kaufmann, der nicht blos Millionär, sondern auch schön und liebenswürdig ist Seine Gattin ist ein reizendes Geschöpf mit blauen

Augen und schwarzem Haar, gerade wie Du, Pauline, nur, daß schwarzes Haar in England eine Seltenheit ist. Mit diesen körperlichen Vorzügen verbindet sie den Witz und das unwiderstehliche Wesen einer Pariserin."

„Weiter, weiter! Die Sache verspricht interessant zu werden."

„Ich habe schon gesagt, daß der Held dieser Geschichte sich durch seine Handelsgeschäfte ein großes Vermögen erworben hatte. Alles schien ihm zu gelingen, und während er seine Hunderttausende vermehrte, schien er keinen Tag älter zu werden. Was seine Gattin betraf, so war es, als ob auch sie jeden Tag jünger und zärtlicher würde. Sie hatten zwei kleine, blondhaarige Kinder von geradezu engelgleicher Schönheit. Kein Wunder daher, daß, wenn sie Sonntags mit ihrer kleinen Familie spazieren gingen, ihre Nachbarn ausriefen: „Wie glücklich sind doch diese Leute!" Zuletzt ward es unter seinen Bekannten sprichwörtlich, wenn sie einen beispiellosen Grad von irdischem Glück bezeichnen wollten, zu sagen, der und der sei so glücklich wie — der Teufel soll mich holen, wenn ich mich auf den Namen des Mannes besinnen kann."

„Nenne ihn Williams," sagte die Baronin, „die meisten Engländer heißen Williams, weißt Du."

„So glücklich wie William, ja, das genügt," hob der Baron wieder an. „Also dieser glückliche Engländer, der sein Glück niemals richtig überdacht hatte — glücklichen Menschen fehlt es nur selten ein, zu philosophiren — saß eines Abends bei einem Kruge Ale und einer Kanne Thee. Seine beiden kleinen Engel lagen schlafend

auf dem Sopha und seine Frau war ausgegangen, um den Abend in der befreundeten Familie eines Banquiers zuzubringen. Wahrscheinlich ist es sehr schädlich, Ale und Thee unter einander zu genießen, denn unser Held begann über die Thatsache nachzudenken, daß ganz London ihn für den glücklichsten Menschen hielt. Bis jetzt hatte er sich damit begnügt, es zu sein, ohne weiter darüber nachzudenken."

„Ich bin überzeugt, daß Du diese ganze Geschichte selbst ersinnst, blos um den Weg abzukürzen," bemerkte die Baronin.

Raoul von Nesles nahm von dieser Bemerkung seiner Gattin keine Notiz, sondern fuhr in seiner Erzählung weiter fort, indem er sagte:

„Weit entfernt, durch diese Entdeckung erfreut zu werden, runzelte Williams die Stirne. Er ward von diesem Augenblick an düster, verschlossen, zerstreut und magerte sichtlich ab. Bei dem geringsten Geräusch fuhr er zusammen; wenn er eine Glocke hörte, so schauderte es ihn an allen Gliedern und dann und wann warf er einen verstohlenen Blick auf seine Pistolen."

„Was für eine abgeschmackte Geschichte braueſt Du da zusammen, lieber Raoul," unterbrach die Baronin.

„Charles Nevil erzählt die Geschichte, nicht ich," fuhr Raoul fort. „Ich werde Dir aber sogleich die Ursache der Metamorphose, welche Du so seltsam findest, erklären. Williams war auf den Gedanken gekommen, daß sein Glück zu vollständig sei, um auch von Dauer

sein zu können, und daß ihm nothwendig eine furchtbare Katastrophe bevorstehe.“

„Ja, das sieht einem Engländer ähnlich!“ rief Pauline von Nesles, indem sie herzlich lachte.

„Ich komme nun auf mich selbst zurück, liebe Pauline. Obschon ich diesen Morgen, als wir unter einer alten Eiche im Grase saßen und unser Frühstück einnahmen, als ich dabei Dich, die Du jeden Tag schöner zu werden scheinst, ansah, und an unsere kleine blondköpfige Tochter, die Dir so ähnlich sieht und jetzt friedlich in ihrer Wiege schlummert, dachte — obschon ich, sage ich, in diesem Augenblick weder Thee noch Ale genossen hatte, konnte ich doch nicht umhin, an Charles Nevils Geschichte zu denken und mich zu fragen, ob es nicht wahrscheinlich ist, daß Gott diejenigen, welche ihr Paradies auf Erden genossen haben, von den Freuden des Himmels ausschließt!“

„Aber mein lieber Träumer,“ rief die Baronin, welche bemerkte, daß die Stimme ihres Gatten bei seinen letzten Worten einen wehmüthigen Ton angenommen hatte, „unser Paradies besteht darin, daß wir treulich mit einander Hand in Hand durchs Leben wandeln. Warum sollten wir es für möglich halten, daß wir jemals getrennt werden könnten?“

Und sie bot ihrem Gatten die schöne entblößte Hand dar.

„Du hast Recht, theuerste Pauline,“ sagte er, indem er die dargebotene Hand küßte, „und ich hätte fast Lust, Charles Nevils Buch, wenn es nicht so allerliebst wäre, ins Feuer zu werfen, weil es an meinem schö-

nen, blauen Himmel eine Wolke hat emporsteigen lassen."

„Glücklicherweise aber werden Wolken durch den Wind bald wieder verscheucht," entgegnete die Baronin. „Sie verfliegen so rasch, wie die Augenblicke, denn während ich Dir zugehört habe, ist die Zeit schnell vergangen. Da sieh nur!" setzte sie hinzu, indem sie mit ihrer Peitsche auf einen hellen Punkt zeigte, der durch die schöne, gestirnte, mondlose Nacht herüberblinkte und die angenehme Versicherung gab, daß sie sich nun dem Schloß Roche Noire bis auf wenige Minuten Wegs genähert hatten.

Der Baron ergriff sein Jagdhorn und sagte:

„Ich will unsere Rückkehr verkünden."

Und er blies die in dem Morvan so beliebte und bekannte Fanfare des Marquis von Mac Mahon, als zu seiner Ueberraschung ein zweites Jagdhorn in der Richtung von dem Schlosse her ihm mit derselben Melodie antwortete.

„Hoho!" sagte der Baron. „Ich bin doch neugierig, zu wissen, wer von den Bewohnern meines Schlosses sich erdreistet, mir in dieser Weise zu antworten."

„Uebrigens verstehen ja auch nur der Piqueur und die beiden Jäger das Horn zu blasen," bemerkte die Baronin.

„Und Antoine, der Gärtner."

„Ja, aber Antoine brächte keine solche Fanfare heraus," wendete die Baronin ein.

„Das ist wahr; es muß ein wirklicher, geschulter Jäger sein, den wir soeben hörten," sagte der Baron

von Nesles. Wir haben aber fast gar keine Nachbarn. Wer kann es sein?“

Und von nicht geringer Neugier getrieben, setzte der Baron sein Pferd in Trab, ein Beispiel, welches seine Gattin nachahmte.

Es dauerte daher nicht lange, so erreichten sie den Rasenplatz vor der Terrasse von Roche Noire, denn das Schloß stand am Saume des Waldes.

Zwei Diener kamen auf den Ruf des Jagdhorns ihres Herrn mit Fackeln heraus und der Baron und seine Gemahlin gewahrten gleichzeitig einen schlanken, jungen Mann, der einen scharlachrothen Rock und eine kleine Jagdmütze wie ein englischer Sportsmann trug und in seiner Hand noch das Horn hielt, dessen Töne so viel Neugier erregt hatte.

Der junge Mann, welcher auf der untersten Stufe der Terrasse wartend stand, kam nun dem Herrn des Schlosses und seiner Gattin entgegen, verneigte sich mit der Ungezwungenheit und Eleganz eines Mannes von gutem Ton und sagte:

„Der Herr Baron von Nesles, glaube ich?“

„Ja, mein Herr, dieß ist mein Name.“

„Dann erlauben Sie mir,“ fuhr der junge Mann fort, indem er sein Horn über die Schulter warf und aus seiner Tasche einen Brief zog, „Ihnen diesen Brief zu überreichen, welcher Ihnen sagen wird, wer ich bin.“

Der Baron schwang sich vom Pferde, verneigte sich gegen den jungen Mann, der ihm vollkommen fremd war und nahm ihm den Brief aus der Hand.

„Er ist von Ihrem Cousin, dem Marquis von Nesles," sagte der junge Mann.

„Wirklich!" rief der Baron. „Dann seien Sie mir herzlich willkommen!"

Nachdem er seiner Gattin vom Pferde geholfen. setzte er hinzu:

„Meine liebe Pauline, dieser Herr wird uns ohne Zweifel die Ehre erzeigen, mit uns zu soupiren. Habe daher die Güte, Dich Deiner Pflichten als Hausfrau anzunehmen."

Und dann forderte der Baron, ohne den Brief seines Cousins zu öffnen, seinen unbekannten Gast durch eine Geberde auf, mit ihm die Stufen der Terrasse hinaufzugehen, und führte ihn in ein kleines Zimmer im Erdgeschoß, wo ein großes Feuer im Camin brannte.

Die Baronin, welche von dem ihr so rasch bei Fackellicht vorgestellten, fremden, jungen Mann kaum Notiz genommen hatte, begab sich mittlerweile stracks in ihr Schlafzimmer hinauf, um sich ihres Reitkleides zu entledigen.

Nachdem der Baron seinem Gast einen Stuhl geboten, näherte er sich einer auf dem Caminsims stehenden, brennenden Kerze und öffnete den Brief, welcher folgendermaßen lautete:

„Mein lieber Raoul.

„Der Ueberbringer dieses Briefes ist der Sohn eines alten, unglücklichen Freundes von mir, des Grafen von Morangis, welcher vor zwanzig Jahren in einem Duell fiel. Der junge Paul von Morangis ist ein eifrige Jäger, ein angenehmer Gesellschafter, mit einem

Worte ein liebenswürdiger, junger Mann, den seine Mutter förmlich vergöttert. Durch das Aufheben, welches ganz Paris von ihm macht, ist er so verwöhnt worden, daß seine Mutter glaubt, es werde sehr wohlthätig für ihn sein, wenn er einige Wochen fern von dem Boulevard des Italiens und den Wettrennen von Chantilly verlebt.

„Wenn ich nicht irre, so hast Du ungefähr vier oder fünf Lieues von Roche Noire eine Nachbarin, welche eine sehr schöne Tochter haben soll, die zugleich eine reiche Erbin ist und welche die Gräfin von Morangis gern als ihre Schwiegertochter sehen würde.

„Deine vortreffliche und schöne Pauline ist ohne Zweifel in den Künsten der Diplomatie kein Neuling. Vielleicht entschließt sie sich, einige einleitende Schritte zu thun, welche geeignet sind, das gewünschte Resultat herbeizuführen. Suche den jungen Springinsfeld so lange als möglich zurückzuhalten. Lass' ihn vom Morgen bis zum Abend der Jagd obliegen und biete alles Mögliche auf, um ihn Paris vergessen zu machen — wenigstens auf einige Zeit.

„Da ich weiß, daß Pauline die verkörperte Tugend ist, so macht mir das schöne Gesicht meines Schützlings weiter keine Unruhe.

„Mit herzlichem Gruße

Julien Marquis von Nesles."

Die letzten Worte des Briefes bewogen den Baron, die Augen aufzuschlagen und im Stillen anzuerkennen, wie schön der junge Graf von Morangis wirklich war.

Dann sagte er im höflicheu Tone:

„Seien Sie mir in meiner Jagdeinsiedelei tausendmal willkommen, lieber Graf. Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um sie Ihnen so angenehm wie möglich zu machen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und die Baronin von Nesles trat ein. Sie sah den Fremden an, er sah sie an, und sie zuckte leicht zusammen, als sie seinem Blick begegnete.

Hätte der Baron von Nesles seine Frau aufmerksam angesehen, so würde er bemerkt haben, daß sie bleich ward, und er hätte sich dann vielleicht gefragt, ob nicht auch er ein Gemisch von Aale und Thee zu sich genommen hätte, wie der Held in Charles Nevil's Geschichte.

Zweites Capitel.

Herrin und Zofe.

Während der Herr und Herrin von Schloß Roche Noire den jungen Grafen von Morangis in dem kleinen Empfangszimmer bewillkommneten, waren die Diener des Schlosses in der Küche beisammen.

Unter diesen befand sich ein sehr schönes Mädchen, Namens Nanette, welches als Zofe der Baronin fungirte. Nach und nach hatte man den Namen Nanette zu dem etwas romantischeren Nana abgekürzt und so ward sie von ihrer schönen Gebieterin selbst genannt.

Nana war etwa achtzehn Jahre alt, hatte hellblondes Haar, schwarze Augen und kirschrothe Lippen.

„Wenn Du nicht auf meinem Grund und Boden geboren wärest, Du kleines Ding, und wenn ich nicht Deine Eltern kennte,“ pflegte der Baron von Nesles oft zu ihr zu sagen, so würde ich darauf schwören, Du seiest von königlicher Geburt, so hübsch bist Du und so fein ist Dein ganzes Wesen.“

Nana erröthete, wenn sie solche Complimente zu hören bekam und seufzte dann.

Die Baronin hatte Nana zwei Winter nach einander mit nach Paris genommen, wo sie sehr bewundert worden war. Bei der ihr angeborenen Eleganz war es ihr leicht geworden, sich die Anmuth einer Pariserin anzueignen, und sie trug elegante Hüte uud die abgesetzten Kleider ihrer Herrin.

Oft war sie der Gegenstand bewundernder Blicke junger, vornehmer Gecken gewesen; sie gab ihnen aber nicht die mindeste Ermuthigung, sondern sah sich bloß nach einem Mann um, der sie heirathen wollte und der natürlich ein Mann von ihrem eigenen Stande, entweder ein Kammerdiener oder ein Kutscher, wäre.

Einen Leibjäger jedoch erklärte sie niemals heirazu wollen, denn „große, starke Männer,“ sagte sie, „sind gewöhnlich dumm.“

Nana war der Liebling der ganzen Dienerschaft. Die Knechte und Mägde wagten nicht mehr, sie Nanette zu nennen, sondern titulirten sie Mademoiselle Nana.

Die alte Köchin Susanne und der Revierjäger Jacquet, welche Beide Paris nie gesehen, befragten sie vom Morgen bis zum Abend über die Wunder der Hauptstadt.

Trotz ihres streng sittlichen Verhaltens war Nana aber doch eine echte Tochter Eva's. Sie putzte sich gern und war eine Kokette durch und durch.

Mit Tom, dem kleinen Groom des Barons, hatte sie mehrmals öffentliche Bälle besucht und wenn die Diener in Paris sie wegen dieses Begleiters aufzogen und die Vermuthung aussprachen, daß er ihr Herz gewonnen habe, zuckte sie die Achseln und sagte:

„Wenn ein Leibjäger mir zu groß ist, so ist ein Groom mir zu klein."

In Roche Noire war Nana förmlich das Orakel der Küche und ward stets mit Aufmerksamkeit und Bewunderung angehört.

Der Kuhhirt Mathurin, welcher vor etwa zwei Jahren mit der kühnen Idee umgegangen war, die kleine Nanette zu heirathen, seufzte jetzt und rief wehmüthig:

„Ach, wie gern möchte ich ein schöner Pariser Lakai mit weißen Beinkleidern, einer rothen Weste und goldbetreßtem Hut sein! Dann würde Mamsell Nana mich gewiß lieben."

Nur ein einziger Mißton mischte sich in diesen Chor der Bewunderung und des Lobes, und dieser Mißton ging von dem Küchenmisanthropen, Jean Francois, aus, welcher ernsthaft den Kopf zu schütteln und zu sagen pflegte:

„Nana sieht mehr wie eine vornehme Dame aus als wie eine Kammerjungfer und es wird kein gutes Ende mit ihr nehmen."

Jean Francois war der Obergärtner. Er war

ein Mann von mittleren Jahren mit schon grauwerdendem Haar, sonnverbranntem Gesicht und mürrischem Aussehen — eine Art Pedant, welcher voraussagte, ob es den nächsten Tag regnen, oder schön sein würde, und der durch vieles Bücherlesen sich einen gewissen Grad von Gelehrsamkeit angeeignet hatte.

An dem Abend, wo der junge Graf von Morangis auf dem Schlosse angekommen war, ward in der Küche, während die Diener beim Souper saßen, vielerlei geplaudert und der misanthropische Jean Francois sagte:

„Habt Ihr deu jungen Herrn gesehen, Nana?“

„Was für einen jungen Herrn?“

„Den Fremden.“

„Nein.“

„Und doch ist er einer von Euren feinen Pariser Cavalieren.“

„Wirklich?“ rief Nana.

„Ja wohl, mein Kind; es ist gerade einer von der Art, von welcher Ihr Euch früher oder später doch noch beschwatzen lassen werdet.“

„Ihr redet doch stets unangenehme Dinge, Jean Francois“, bemerkte Nana schmollend.

„Ich lese es in den Sternen“, sagte der Pedant.

Nana schmollte niemals lange; deshalb lächelte sie sehr bald wieder und lachte sogar, indem sie sagte:

„Dann seid Ihr also ein Schwarzkünstler, Jean Francois. Was sagen denn die Sterne?“

„Das will ich Euch gelegentlich mittheilen“, antwortete der Obergärtner.

Mit diesen Worten erhob er sich und ging hinaus in den Hof.

„Mamsell Nana", sagte die alte Susanne, „Jean Francois ist ein schlechter Mensch."

„Wenigstens ist er ein roher Mensch, der Euch fortwährend ärgert", bemerkte Jacquet, der Revierbursche.

„Ach, Mamsell Nana", seufzte Mathurin, der arme Kuhhirt, „er ist sicherlich in Euch verliebt und es ist nur Eifersucht, was aus ihm spricht."

Nana gab keine Antwort, denn die letzten Worte des Obergärtners lagen schwer auf ihrem Herzen wie ein böses Omen.

Es dauerte nicht lange, so kam Jean Francois herein und sagte:

„Meine arme Nanette, die Sterne sind heute Abend bei übler Laune."

Nana erschrak, bemühte sich aber zu lächeln, indem sie fragte:

„Und was sagen sie?"

„Nichts Gutes", antwortete der Obergärtner. „Sie sagen, dieser feine Herr von Paris werde Euch Unglück bringen."

Nana zuckte die Achseln und bemühte sich sehr, zu lachen; der Ton des Gärtners aber war ein so düsterer, daß das arme Mädchen nicht umhin konnte, zu schaudern.

Sie ward traurig und still und wenn Nana aufhörte zu sprechen, so wagte auch Niemand anderer ein Wort zu äußern.

Plötzlich läutete die Glocke ihrer Gebieterin und Nana raffte ein Licht vom Tische und verließ die Küche.

Als sie fort war, sagte der Kuhhirt in seiner ungeschminkten Weise zu dem Obergärtner:

„Es ist sehr schlecht von Euch, daß Ihr Mamsell Nana fortwährend ärgert."

„Warum nennt Ihr sie nicht Nanette wie ich?" fragte der Obergärtner in höhnischem Tone.

„Jean Francois!" rief Mathuran, indem er aufstand und die Fäuste ballte, „ich nenne sie, wie mir beliebt. Ihr Name geht Euch nichts an und —"

„Euch auch nicht", unterbrach ihn der Obergärtner.

„Nana war mit mir verlobt!"

„Ja, aber sie ist es nicht mehr, und ich gebe Euch mein Wort darauf, daß sie niemals einen Trauring tragen wird. Ihr werdet sehen, daß aus ihr zuletzt weiter nichts wird, als eine —"

Jean Francois konnte nicht ganz ausreden, denn Mathurin, ein riesig starker Kerl, der alle jungen Burschen meilenweit in der Runde zusammengeprügelt hatte, versetzte ihm mit seiner Faust einen Schlag, daß er bis an das andere Ende der Küche taumelte.

Der Gärtner stieß ein Wuthgeheul aus, raffte sich auf und wollte mit geballten Fäusten auf Mathurin losstürzen. Dieser aber hatte mittlerweile einen hölzernen Stuhl gepackt, schwang diesen über dem Kopfe und rief:

„Wenn Ihr mir noch einen Schritt zu nahe kommt, so schlage ich Euch zu Boden!“

Jean Francois, der eben so feig als boshaft und heimtückisch war, setzte sich, ohne weiter ein Wort zu sprechen, wieder, betrachtete aber Mathurin mit Blicken, deren Ausdruck aller Beschreibung spottete.

Nachdem er so eine Weile geschwiegen, murmelte er zwischen den Zähnen hindurch:

„Das will ich Dir gedenken!“

Während man sich so Nana's wegen in der Küche prügelte, war die schöne Zofe in das Speisezimmer getreten, um zu sehen, was ihre Gebieterin begehrte.

Diese letztere befahl ihr, den Grafen von Morangis, der von seiner langen Reise sehr ermüdet war, nach dem grünen Zimmer zu geleiten, welches gewöhnlich den Gästen angewiesen ward, gegen die man ein gewisses Ceremoniell beobachten zu müssen glaubte.

Nana warf einen raschen Blick auf den Fremden, während dieser sie auf eine Weise betrachtete, welche sie bewog, die Augen niederzuschlagen, denn sie dachte sofort an das, was Jean Francois ihr prophezeit hatte.

„Erlauben Sie mir, Frau Baronin“, sagte der junge Graf, „Ihnen für Ihren freundlichen und gastfreien Empfang zu danken.“

Der Baron und die Baronin wünschten ihm dann gute Nacht und Nana ging voran, um dem Fremden den Weg zu zeigen.

Nachdem sie das Vorzimmer durchschritten, ging

sie die Treppe hinauf in die erste Etage und öffnete die Thüre des grünen Zimmers.

Dann zündete sie die auf dem Kaminsims zu beiden Seiten der Uhr stehenden Kerzen an und sagte, wie immer noch von einer schlimmen Ahnung erfüllt, in leisem Tone:

„Gute Nacht, gnädiger Herr."

Dann wollte sie sich entfernen.

Der Graf aber, der noch auf der Schwelle stand, wich nicht auf die Seite, um sie vorbeizulassen, sondern sagte:

„Warten Sie doch noch ein wenig, Kleine."

Er sagte dieß in halb geckenhaftem, halb sarkastischem Tone, so daß Nana bis hoch in die Stirn hinauf erröthete.

„Bedürfen Sie noch meiner Dienste, gnädiger Herr?" fragte sie.

„Nein, das nicht gerade."

„Nun dann gute Nacht, Herr Graf", sagte Nana, indem sie das Zimmer wieder zu verlassen versuchte.

„Aber so bleiben Sie doch!" rief der Graf in gebieterischem Tone, indem er sie beim Arme faßte.

Nana zitterte an allen Gliedern und Jean François' ominöse Worte schienen in ihren Ohren zu summen.

„Können wir nicht ein wenig mit einander plaudern?" fuhr der Graf fort. „Ich plaudere allemal mit Jemandem, ehe ich zu Bett gehe, und wenn ich Niemanden Besseres zur Hand habe, so plaudere ich mit

meinem Kammerdiener. Wissen Sie, Mädchen, daß Sie sehr hübsch sind?" setzte er, indem er Nana wieder ansah, hinzu.

„Gnädiger Herr!"

„Ja, wunderhübsch, und diese allerliebste, weiße Hand!"

Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand, welche in der seinen zitterte.

„Diese schönen, langen, schlanken Finger, mit feingeformten Spitzen und rosigen Nägeln wie aus Onyx gedrechselt! Zeigen Sie doch einmal Ihren Fuß!"

Nana aber hatte mittlerweile ihm schon ihre Hand entzogen und, ihre Geistesgegenwart zusammenraffend, rief sie:

„Sie irren sich in mir, gnädiger Herr!"

Der junge Mann drehte sich herum und lachte laut auf.

„Dummes Zeug!" rief er. „Sind Sie denn gar so tugendhaft?"

„Gnädiger Herr!" rief Nana wieder.

Der feurige Blick des jungen Mannes bestrickte sie und sein sarkastischer Ton machte sie schüchtern und verlegen.

„So bleiben Sie doch noch ein wenig", hob der Graf von Morangis wieder an. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen."

„Aber Sie kennen mich ja nicht", sagte sie, indem sie die Augen niederschlug und an allen Gliedern zitterte.

„Was thut das? Sie sind in Paris gewesen nicht wahr?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und dennoch erröthen Sie, wenn man Sie anspricht, mein hübsches Kind?“

„Ich gedenke mich einmal zu verheirathen“, sagte sie gerade heraus.

„Unsinn über Unsinn!“ rief der Graf, indem er wieder in lautes Gelächter ausbrach. „Ein schönes Mädchen wie Sie sollte ein schönes Haus, Equipage und Dienerschaft haben.“

Nana war es zu Muthe, als ob Alles mit ihr im Kreise herumginge.

„Sie sollten offenes Haus halten und feine Herren und Damen empfangen. Ach, Sie reizende kleine Schelmin“, setzte der Versucher hinzu. Wenn Sie sonst wollten —“

„Herr Graf!“ unterbrach ihn Nana im Tone der Entrüstung, „ich bin die Tochter eines Landmanns und will ein rechtschaffenes Mädchen bleiben. Gute Nacht, Herr Graf!“

Mit diesen Worten schob sie den noch immer lachenden, jungen Mann auf die Seite und verließ das Zimmer.

Sie war aber noch nicht drei Schritte weit fort, so rief er sie wieder zurück.

„Ich habe Ihnen noch ein Wort zu sagen — ein einziges Wort!“ rief er.

Die Stimme des jungen Mannes übte schon einen seltsamen nnd geheimnisvollen Einfluß auf Nana aus,

denn sie drehete sich um, obschon ohne wieder das Zimmer zu betreten.

„Wie heißen Sie?“ fragte er.

„Nana.“

„Das ist ein hübscher Name, auf mein Wort, ein Name, der nicht geändert zu werden braucht. Gute Nacht, kleine Schelmin! Morgen sprechen wir uns wieder!“

Der Graf schloß hierauf seine Thür, während Nana mit gerötheten Wangen und Thränen in den Augen fortging und während die Prophezeiungen des Obergärtners immer noch in ihren Ohren hallten.

„Es ist sonderbar!“ dachte sie. „Bis jetzt habe ich alle Männer, die mir Schmeicheleien gesagt haben, ausgelacht; dieser aber — Ach, mein Himmel, was wird Jean Francois sagen, wenn er —“

Nana hatte nicht Zeit, ihren Gedanken weiter nachzuhängen, denn sie hörte die Klingel ihrer Herrin.

Pauline von Nesles bedurfte des Beistands ihrer Zofe beim Auskleiden, denn sie wünschte zu Bett zu gehen.

Anstatt aber ruhig und lächelnd wie gewöhnlich, fand Nana die Baronin auffallend bleich und aufgeregt.

„Was kann meiner Herrin fehlen?“ dachte sie bei sich selbst.

Auf diese Frage gab sie sich sofort die eigenthümliche Antwort:

„Vielleicht hat der fremde Herr mit ihr ebenso gesprochen, wie mit mir.“

Die Baronin schien aber noch aufgeregter zu sein als selbst Nana, und sie sprach, während ihre Zofe sie auskleidete, kein Wort.

Ihre Gedanken waren augenscheinlich weit hinweg.

„Erlauben Sie, gnädige Frau,“ hob Nana plötzlich an, „wird der fremde Herr lange hier bleiben?“

Die Baronin fuhr wie aus einem Traume empor und ihr schon farbloses Gesicht ward noch bleicher.

„Was geht das Dich an?“ entgegnete sie stolz und kurz.

„Aha!“ dachte die Zofe; „er scheint auch auf sie Eindruck gemacht zu haben.“

Und das arme Mädchen fühlte einen Stich im Herzen.

Sie war schon eifersüchtig.

Drittes Capitel.

Die Wahl eines Gatten.

Einige Meilen von Roche Noire, in der Richtung von Chastellux, einem mittelalterlichen Schloß von echtem Typus, stand ein schönes, modernes Gebäude unter dem Namen „die Morinière“ bekannt.

Die kleinen, viereckigen Thürme des letzteren waren kaum über ein Jahrhundert alt und das über dem Thor angebrachte Wappen zeigte einen Mohrenkopf in silbernem Felde.

Weder das Schloß noch seine Erbauer ließen sich bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückführen.

Es war vielmehr unter der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten von einem gewissen Jean Morin, einem Generalpächter, erbaut, welcher durch Vermittlung seines Freundes, des Abbé Terray, in den Adelstand erhoben worden war und dadurch das Recht erlangt hatte, sich Herr de la Morinière zu nennen.

Obschon er von dem alten Adel jener Gegend ein wenig über die Achsel angesehen ward, so heirathete doch etwa vierzig Jahre später ein Sohn von ihm, der Capitain in einem Garderegiment war, die vermögenslose Tochter einer alten Familie, und nach abermals vierzig Jahren reichte die letzte Sprößlingin des Hauses Morinière, welches mit der weiblichen Linie endete, Laurent Charvet, Grafen von Pierrefeu, welcher Brigadier-General und Pair von Frankreich war, ihre Hand.

Obschon nun die Morinière nur ein modernes Schloß war, welchem die Zugbrücke, die Zinnen, Schießscharten und schlammigen Gräben eines echten Ritterschlosses mangelten, so hatte Jean Morin es doch mit einem Gürtel von grünen Feldern und einem Horizont von schönen Wäldern umgeben.

Dabei war es schön und bequem ausgestattet und die, welche es bewohnten, besaßen ein Einkommen von zweihunderttausend Francs jährlich, was hingereicht haben würde, ein Schloß würdig zu führen, auch wenn es aus den Zeiten der Kreuzzüge hergerührt hätte.

Im Jahre 1853 waren die Bewohner der Mori-

nière die Gräfin Charvet von Pierrefeu, Witwe des Generals, und ihre Tochter Blanche.

Die Gräfin, die, wie wir wissen, von plebejischer Herkunft war und niemals Heraldik studirt hatte, hielt auf den Namen Pierrefeu und den Titel Gräfin mehr, als auf den Namen Charvet, den sie allmälig fallen ließ.

Dadurch aber gab sie blos einen Beweis von ihrer Unwissenheit.

Der Name Pierrefeu und der Titel datirten erst aus der Zeit Ludwig's des Fünfzehnten während der Name Charvet sich bis auf Pierre Charvet, einen Kreuzritter, zurückführen ließ. Die Familie Charvet hatte aber seit vielen Generationen dem alten französischen Adel angehört, welcher gar keinen Titel führte.

Abgesehen von dieser geringfügigen Abgeschmacktheit war die Gräfin eine Frau von Welt, angenehm und witzig, und widmete ihr Leben der Erziehung ihrer Tochter.

Blanche konnte mit einer Rosenknospe verglichen werden, die allmälig ihre Schönheiten unter den Augen eines wachsamen Gärtners entwickelt. Sie hatte blondes Haar wie die Fornarina, ihre Augen aber waren blau und ihr Blick so bescheiden wie der einer ossianischen Schönheit.

Blanche zählte erst siebzehn Jahr. Ihre Schönheit war, wie eben gesagt worden, noch in der Knospe, versprach aber schon in der nächsten Zeit sich zur schönen Blume zu entfalten.

Ihre Gestalt war lang, schlank und biegsam und ihre Haut so weiß wie eine Lilie.

Wenn man ihre kleinen Füße, ihre aristokratischen Hände und die tadellosen Umrisse ihres Profils betrachtete, so sah man, daß sie von den Eigenschaften ihrer, dem Hause Morinière angehörenden, Ahnen nur wenig geerbt hatte.

Blanche von Pierrefeu war vielmehr eine echte und unverkennbare Charvet.

An einem schönen Herbstabend, am Tage nach dem, wo der junge Graf Paul von Morangis auf dem Schlosse Roche Noire erschienen war, fuhren die Gräfin Pierrefeu und ihre Tochter in einem offenen Wagen eine der bergauf, bergab führenden, malerischen Straßen entlang, deren es in jener romantischen Gegend so viele gibt.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die Gipfel der Bäume, während ein angenehmes Aroma von dem Grase aufstieg, welches der Octoberfrost noch nicht Zeit gehabt hatte, gelb zu färben.

Die Luft war noch weich und balsamisch; es war wie im Sommer, ohne die drückende Hitze desselben.

Die Gräfin von Pierrefeu war redselig, während Blanche gedankenvoll war.

„Du wirst nun bald achtzehn Jahr, mein liebes Kind“, sagte die Gräfin.

„Ja, ich weiß es, Mama“, entgegnete Blanche und senkte das Köpfchen, denn sie wußte, daß ihre Mutter im Begriff stand, ein Thema abzuhandeln,

welches der Tochter bis jetzt stets ein sehr unangenehmes gewesen.

„Und dieß,“ hob die Gräfin wieder an, „ist das Alter, in welchem ein einer vornehmen Familie angehörendes Mädchen sich vermählen soll.“

„O, damit hat es keine Eile,“ sagte Blanche lächelnd.

„Etwas, was sich eignet und schickt, kann man nie zu bald thun,“ bemerkte die Gräfin trocken.

„Aber Mutter, es hat mich ja noch Niemand zur Ehe verlangt, ausgenommen —“

Blanche stockte und erröthete ein wenig.

„Ausgenommen Herr von Mas; nicht wahr, das wolltest Du sagen?“

„Ja, Mutter,“ seufzte Blanche. „Er war ein netter, junger Mann von guten Manieren, guter Erziehung und edler Denkungsart.“

„Ja, das weiß ich wohl.“

„Und dennoch wiesest Du ihn zurück, Mutter,“ sagte Blanche in vorwurfsvollem Tone.

„Er hat keinen Titel, mein Kind.“

Ein etwas sarkastisches Lächeln umspielte die Lippen der Tochter während sie antwortete:

„Ich glaubte, er wäre Edelmann.“

„Das ist er auch und zwar von sehr alter Familie.“

„Nun und dann?“

„Er hat aber keinen Titel,“ wiederholte die Gräfin.

„Mama,“ sagte Blanche, „ich will Dir eine Geschichte erzählen.“

„Nun so laß hören," sagte die Gräfin.

„Die Geschichte betrifft eine Schulfreundin von mir, Namens Anais Michon."

„Das ist ein sehr aristokratischer Name!" bemerkte die Gräfin in spöttischem Tone.

„Ihr Vater hatte mit dem Blumenhandel ein bedeutendes Vermögen erworben und wollte nun durchaus, daß aus seiner Tochter eine Gräfin würde. Anais stimmte hierin ihrem Vater vollkommen bei und sagte ebenfalls: „Ja, ich muß Gräfin werden!" Sie war sehr hübsch und es fanden sich zwei Bewerber um ihre Hand ein. Der eine war Herr von Beaumanoir und der andere der Graf von Haute Futain. Der erstere hatte keinen Titel, glaubte aber, es genüge, wenn er seine Abstammung von dem heldenmüthigen Beaumanoir nachweise, der mit bei dem berühmten Kampfe der dreißig bretagnischen Ritter gegen dreißig englische im Jahre 1351 betheiligt war. Der andere Bewerber war Graf und war dieß auf folgende Weise geworden. Als der Graf von Artois im Jahre 1790 sich in Coblenz aufhielt, borgte er bei einem Banquier Namens Leloup tausend Louisd'ors. Als später auf das Kaiserreich die Restauration folgte, ward Herr Leloup in Anerkennung seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben und um ihn zum Grafen von irgend etwas zu machen, nahm man den Namen eines kleinen, abgelegenen Gutes, denn Herrn von Leloup hätte man ihn unmöglich nennen können, weil dieß lächerlich geklungen haben würde. Weißt Du nun, Mama, welchem von Beiden Anais den Vorzug gab, ob dem Nachkommen der Beaumanoirs oder dem

Sohne Leloups? Sie wählte den letzteren, weil er Graf war."

„Mein liebes Kind," sagte die Gräfin steif, „Du kennst die Welt nicht."

„Das ist wohl möglich," entgegnete die junge Dame, „so viel aber weiß ich, wenn im Faubourg St. Germain der Adel in demselben Lichte betrachtet wird, wie Anais Michon und ihr Vater ihn betrachteten, so thue ich weit besser daran, einen ehrlichen Mann ohne irgend welchen Titel zu heirathen, als einen Dummkopf, der den Namen irgend einer eingebildeten Grafschaft oder Baronie trägt."

Nachdem Fräulein Charvet dieß gesagt hatte, lehnte sie sich mit verächtlich schmollender Miene, wodurch sie ihre Mutter nicht wenig erbitterte, in den Wagen zurück.

Nachdem Beide einige Augenblicke geschwiegen, hob jedoch die Gräfin wieder an:

„Wie aber, Kind, wäre es, wenn ich Dir einen Gatten zuführen könnte, der nicht blos von alter Familie wäre, sondern auch einen Titel hätte? Einem solchen würdest Du wohl Dein Jawort geben."

„Das kommt darauf an."

„Worauf, wenn ich fragen darf?" unterbrach die Gräfin.

„Darauf," entgegnete Blanche zögernd und erröthend, „ob er mir gefällt oder nicht."

„Er kann nicht verfehlen, Dir zu gefallen."

„Dann kennst Du ihn wohl, Mama?"

„Es ist zwischen Deiner Familie und der Fami-

lie Morangis, welche in Paris lebt, von einem Heirathsbündnis gesprochen worden, welches ich als ein sehr wünschenswerthes betrachte. Es sind Grafen."

„Wie sieht der Sohn aus?" fragte die junge Dame.

Die Gräfin wollte den jungen Grafen von Morangis ohne Zweifel in den günstigsten Ausdrücken schildern, als sich ein Vorfall ereignete, welcher für den Augenblick die ganze Aufmerksamkeit sowohl der Mutter, als auch der Tochter in Anspruch nahm.

Der Wagen der Gräfin war mit zwei raschen, feurigen Pferden bespannt, die von einem jungen Kutscher Namens Jacquinet gelenkt wurden, der erst etwa sechzehn Jahre alt und wohl muthig und geschickt, doch auch gleichzeitig etwas unvorsichtig war. Er ließ die Pferde gern bergab mit voller Geschwindigkeit laufen und verließ sich in Bezug auf Sicherheit allzu sehr auf den Hemmapparat der Equipage.

Während die Heirathsdiscussion zwischen Mutter und Tochter im vollen Zuge war, hatte der Wagen den Gipfel einer Anhöhe erreicht, von wo man das Schloß Morinière unten in dem bewaldeten Thale liegen sah.

Von diesem Punkte an bildete die Straße einen steilen Abhang, welcher durch eine Anzahl Senkungen und Windungen bis an die Thore des Parkes führte, welcher das Schloß umgab.

Der tollkühne Jacquinet faßte die Zügel fester, gab seinen Pferden die Peitsche und ließ sie donnernd den Hügel hinabgaloppiren.

„Nimm Dich in Acht, Jacquinet!“ rief die Gräfin einmal über das andere.

„O machen Sie sich keine Unruhe, gnädigste Frau,“ antwortete der Kutscher, indem er seine Pferde zu noch größerer Eile antrieb.

Gerade auf der Mitte des Abhanges aber brach die Deichsel. Der Wagen kam den Pferden unter die Hanken und die dadurch erschreckten und schmerzhaft berührten Thiere begannen durchzugehen.

Mutter und Tochter kreischten laut, während Jacquinet wohl einsah, daß, wenn es ihm nicht gelang, die Pferde zu bändigen, dann diese mit dem Wagen und dessen Insassen seitwärts die steile Anhöhe hinabstürzen müßten.

Er schrie daher ebenfalls und eben so laut als seine Herrin um Hilfe.

Plötzlich trat ungefähr hundert Schritte von dem Wagen aus einem kleinen Birkendickicht, welches die Straße links einsäumte, ein Mann hervor.

Er hatte ein Gewehr in der Hand, sprang in die Mitte der Straße und so wie die Pferde nahe genug waren, zielte er und gab Feuer.

Eines der Pferde stürzte sofort todt nieder und der Wagen ward dadurch zum Stehen gebracht.

Die beiden Damen sahen nun ihren Retter an.

Der junge Mann, der einen eleganten, schwarzsammetnen Jagdrock und wildlederne Gamaschen trug, und dessen ganze Ausrüstung das unverkennbare Gepräge echten Pariser Geschmackes trug, war Niemand anders als der Graf Paul von Morangis.

Auf den Knall des Schusses trat ein zweiter Jäger aus dem Dickicht heraus.

Dieser war der Baron von Nesles, welcher sofort auf den Wagen zueilte, wo er die Gräfin und ihre Tochter noch einigermaßen aufgeregt vorfand.

„Aber, meine werthen Nachbarinnen," sagte der Baron, „da hat ja der Zufall eine höchst sinnreiche Combination von Umständen herbeigeführt. Ihr Retter und ich haben uns den ganzen Morgen die Köpfe zerbrochen, um einen plausiblen Vorwand zu ersinnen, unter welchem wir Ihnen unsere Aufwartung machen könnten."

„Ach, mein lieber Baron", murmelte die Gräfin, „Ihr Freund hat uns wirklich das Leben gerettet."

Blanche sah den jungen Jäger an und sagte sich im Stillen, sein Aeußeres sei das eines vollendeten Cavaliers, und seine Schönheit von nicht gewöhnlicher Art.

Der Baron ergriff ihn mittlerweile bei der Hand und sagte:

„Erlauben Sie mir, meine Damen, Ihnen meinen jungen Freund, den Grafen von Morangis, vorzustellen."

Als die Gräfin diesen Namen hörte, stutzte sie und Blanches Herz begann heftig zu pochen.

Viertes Capitel.

Ein herzloser Geck.

Es waren nach den soeben erzählten Ereignissen sieben oder acht Monate verfloßen und der Graf von

Morangis nach Paris zurückgekehrt, wo er an einem Maimorgen zu Pferde aus dem Bois de Boulogne durch die Champs Elysées und über den Concordienplatz zurückkam.

Er ritt einen feurigen, kleinen Araber, der einen weniger geschickten Reiter sicherlich sehr bald aus dem Sattel geworfen haben würde.

Das Pferd war von eisengrauer Farbe und hatte schlanke, sehnige Beine, einen Hals wie ein Storch, einen kleinen Kopf und funkelnde, hervorragende Augen.

Die wenigen Spaziergänger, welche sich schon in der schönen Hauptallee bewegten, betrachteten mit bewunderndem Blick die graziös unruhigen Bewegungen des schönen Thieres.

Der Graf von Morangis war noch derselbe schöne, junge Mann mit weißer Haut, rosigen Lippen und schwarzem Haar, den wir schon kennen. Ein feines schmales Bärtchen schmückte seine Oberlippe, seine Hände waren weiß und zart wie die einer Dame, seine Füße klein und zierlich geformt und ein eigenthümlich bestrickendes Lächeln ließ zwei Reihen tadelloser Zähne zum Vorschein kommen.

Der Graf war mit einem Worte ein vollendeter Cavalier.

Nachdem er den Concordienplatz und die Brücke desselben Namens passirt, bog er in die Rue Bourgogne ein und ließ sein Pferd im Schritt gehen. Als er die Ecke der Rue de Grenelle erreichte, machte er Halt und hob die Augen auf.

Er befand sich jetzt gerade einem schönen, großen

Hause mit einem Vorplatz und einem Garten auf der Hinterseite gegenüber.

Die Fenster waren sämmtlich geschlossen als ob die Bewohner verreist wären.

Der Reiter blieb regungslos ungefähr fünf Minuten lang in der Mitte der Straße halten. Dann ritt er weiter nach der Rue du Bac, worauf er wieder umkehrte und nochmals dem großen Hause gegenüber Halt machte.

Gerade in diesem Augenblicke ward eine Fensterjalousie in der ersten Etage vorsichtig, aber so wenig geöffnet, daß nur der Graf es bemerken konnte.

Etwas Weißes flatterte hinter der Jalousie und verschwand sofort wieder.

Es schien dieß ein Signal zu sein, denn unser Held setzte sein Pferd sofort in Galopp und ritt nach den Champs Elysées zurück.

Als er den Circus erreichte, begegnete er einem zweiten schönen, jungen Mann mit blondem Haar und Bart, und dessen Locken so sorgfältig gekämmt und geglättet waren, wie die eines Wachskopfs am Schaufenster eines Friseurs.

Der Graf begrüßte lächelnd den blonden, jungen Mann.

Dieser, der einen weißen, leichten Sommeranzug und einen Panamahut trug, saß hoch oben auf einer modischen Britschka, welche er selbst lenkte. Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, hielt der Graf sein Pferd an und der junge Mann in dem weißen Sommeranzuge that dasselbe.

Der Graf gab dann einem kleinen Groom, welcher mit verschränkten Armen neben seinem Herrn auf der Britschka saß, einen Wink, in Folge dessen der Groom sofort herunterkletterte.

„Hier, reite mein Pferd nach Hause," sagte der Reiter absteigend.

Während der Groom sich mit einem Satz in den Sattel schwang, stieg der Graf auf die Britschka, setzte sich neben seinen Freund nnd sagte:

„Mein lieber Gustav, ich wünsche einige Worte mit Dir zu plaudern. Vor allen Dingen aber laß mich Dir sagen, wie sehr ich Deine Traber bewundere. Das sind ja ganz prachtvolle Thiere!"

„Sie erscheinen heute zum ersten Male öffentlich," erwiderte Gustav, „und es bedurfte der vereinten Anstrengungen dreier Grooms und Deines ganz ergebenen Dieners, um sie einzuspannen."

„Wo fährst Du hin?"

„Ich probire blos meine Pferde."

„Nun dann fahre noch einmal die Allee hinauf. Vor meinem Hause kannst Du Deinen Groom wieder aufnehmen."

Gustav Chaumont lenkte sein Gespann sehr gewandt um und der Wagen bewegte sich in der Richtung der Rue de Boulogne.

Ein wenig unterhalb der Rue de Chateau des Fleures sah man den Groom, der den Araber nach Hause geritten, neben dem Thorweg eines schönen Hauses warten, welches ein wenig alterthümlich gebauet war und der Familie Morangis gehörte.

Auf einen Wink von seinem Herrn kam der Groom herbeigesprungen und kletterte auf den Hintersitz, so daß der Graf ungestört neben seinem Freunde sitzen bleiben konnte.

„Nun, lieber Paul,“ hob Gustav von Chaumont, einer der ersten Sterne der Sportswelt, wieder an, was hast Du mir zu sagen?“

„Sie ist in Paris.“

„Wer?“

„Nun wer anders als Pauline!“

„Meinst Du die Baronin von Nesles?“

„Versteht sich.“

„Weißt Du es ganz gewiß?“

„Ja wohl, denn ich war soeben in der Rue de Grenelle.“

„Und hast sie gesehen?“

„Beinahe — das heißt, ich sah ein Taschentuch durch das halbgeöffnete Fenster.“

„Ah so! War es aber auch wirklich das ihrige?“

„Höchst wahrscheinlich. Lies diesen Brief.“

Und der Graf Morangis zog ein zierlich zusammengefaltetes, kleines Billet hervor, welches einen süßen Wohlgeruch verbreitete.

Damit sein Freund es bequemer lesen könnte, nahm er ihm die Zügel aus den Händen und sagte, er wolle fahren.

Gustav schlug das Briefchen, welches mit jenen zierlichen länglichen Buchstaben, die eine Frauenhand verrathen, geschrieben war, aus einander und las wie folgt:

„Was thut das? Sie sind in Paris gewesen nicht wahr?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und dennoch erröthen Sie, wenn man Sie anspricht, mein hübsches Kind?“

„Ich gedenke mich einmal zu verheirathen“, sagte sie gerade heraus.

„Unsinn über Unsinn!“ rief der Graf, indem er wieder in lautes Gelächter ausbrach. „Ein schönes Mädchen wie Sie sollte ein schönes Haus, Equipage und Dienerschaft haben.“

Nana war es zu Muthe, als ob Alles mit ihr im Kreise herumginge.

„Sie sollten offenes Haus halten und feine Herren und Damen empfangen. Ach, Sie reizende kleine Schelmin“, setzte der Versucher hinzu. Wenn Sie sonst wollten —“

„Herr Graf!“ unterbrach ihn Nana im Tone der Entrüstung, „ich bin die Tochter eines Landmanns und will ein rechtschaffenes Mädchen bleiben. Gute Nacht, Herr Graf!“

Mit diesen Worten schob sie den noch immer lachenden, jungen Mann auf die Seite und verließ das Zimmer.

Sie war aber noch nicht drei Schritte weit fort, so rief er sie wieder zurück.

„Ich habe Ihnen noch ein Wort zu sagen — ein einziges Wort!“ rief er.

Die Stimme des jungen Mannes übte schon einen seltsamen nnd geheimnisvollen Einfluß auf Nana aus,

denn sie drehete sich um, obschon ohne wieder das Zimmer zu betreten.

„Wie heißen Sie?“ fragte er.

„Nana.“

„Das ist ein hübscher Name, auf mein Wort, ein Name, der nicht geändert zu werden braucht. Gute Nacht, kleine Schelmin! Morgen sprechen wir uns wieder!“

Der Graf schloß hierauf seine Thür, während Nana mit gerötheten Wangen und Thränen in den Augen fortging und während die Prophezeiungen des Obergärtners immer noch in ihren Ohren hallten.

„Es ist sonderbar!“ dachte sie. „Bis jetzt habe ich alle Männer, die mir Schmeicheleien gesagt haben, ausgelacht; dieser aber — Ach, mein Himmel, was wird Jean Francois sagen, wenn er —“

Nana hatte nicht Zeit, ihren Gedanken weiter nachzuhängen, denn sie hörte die Klingel ihrer Herrin.

Pauline von Nesles bedurfte des Beistands ihrer Zofe beim Auskleiden, denn sie wünschte zu Bett zu gehen.

Anstatt aber ruhig und lächelnd wie gewöhnlich, fand Nana die Baronin auffallend bleich und aufgeregt.

„Was kann meiner Herrin fehlen?“ dachte sie bei sich selbst.

Auf diese Frage gab sie sich sofort die eigenthümliche Antwort:

„Vielleicht hat der fremde Herr mit ihr ebenso gesprochen, wie mit mir.“

Die Baronin schien aber noch aufgeregter zu sein als selbst Nana, und sie sprach, während ihre Zofe sie auskleidete, kein Wort.

Ihre Gedanken waren augenscheinlich weit hinweg.

„Erlauben Sie, gnädige Frau," hob Nana plötzlich an, „wird der fremde Herr lange hier bleiben?"

Die Baronin fuhr wie aus einem Traume empor und ihr schon farbloses Gesicht ward noch bleicher.

„Was geht das Dich an?" entgegnete sie stolz und kurz.

„Aha!" dachte die Zofe; „er scheint auch auf sie Eindruck gemacht zu haben."

Und das arme Mädchen fühlte einen Stich im Herzen.

Sie war schon eifersüchtig.

Drittes Capitel.

Die Wahl eines Gatten.

Einige Meilen von Roche Noire, in der Richtung von Chastellux, einem mittelalterlichen Schloß von echtem Typus, stand ein schönes, modernes Gebäude unter dem Namen „die Morinière" bekannt.

Die kleinen, viereckigen Thürme des letzteren waren kaum über ein Jahrhundert alt und das über dem Thor angebrachte Wappen zeigte einen Mohrenkopf in silbernem Felde.

Weder das Schloß noch seine Erbauer ließen sich bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückführen.

Es war vielmehr unter der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten von einem gewissen Jean Morin, einem Generalpächter, erbaut, welcher durch Vermittlung seines Freundes, des Abbé Terray, in den Adelstand erhoben worden war und dadurch das Recht erlangt hatte, sich Herr de la Morinière zu nennen.

Obschon er von dem alten Adel jener Gegend ein wenig über die Achsel angesehen ward, so heirathete doch etwa vierzig Jahre später ein Sohn von ihm, der Capitain in einem Garderegiment war, die vermögens-lose Tochter einer alten Familie, und nach abermals vierzig Jahren reichte die letzte Sprößlingin des Hauses Morinière, welches mit der weiblichen Linie endete, Laurent Charvet, Grafen von Pierrefeu, welcher Brigadier-General und Pair von Frankreich war, ihre Hand.

Obschon nun die Morinière nur ein modernes Schloß war, welchem die Zugbrücke, die Zinnen, Schieß-scharten und schlammigen Gräben eines echten Ritter-schlosses mangelten, so hatte Jean Morin es doch mit einem Gürtel von grünen Feldern und einem Horizont von schönen Wäldern umgeben.

Dabei war es schön und bequem ausgestattet und die, welche es bewohnten, besaßen ein Einkommen von zweihunderttausend Francs jährlich, was hingereicht haben würde, ein Schloß würdig zu führen, auch wenn es aus den Zeiten der Kreuzzüge hergerührt hätte.

Im Jahre 1853 waren die Bewohner der Mori-

nière die Gräfin Charvet von Pierrefeu, Witwe des Generals, und ihre Tochter Blanche.

Die Gräfin, die, wie wir wissen, von plebejischer Herkunft war und niemals Heraldik studirt hatte, hielt auf den Namen Pierrefeu und den Titel Gräfin mehr, als auf den Namen Charvet, den sie allmälig fallen ließ.

Dadurch aber gab sie blos einen Beweis von ihrer Unwissenheit.

Der Name Pierrefeu und der Titel datirten erst aus der Zeit Ludwig's des Fünfzehnten während der Name Charvet sich bis auf Pierre Charvet, einen Kreuzritter, zurückführen ließ. Die Familie Charvet hatte aber seit vielen Generationen dem alten französischen Adel angehört, welcher gar keinen Titel führte.

Abgesehen von dieser geringfügigen Abgeschmacktheit war die Gräfin eine Frau von Welt, angenehm und witzig, und widmete ihr Leben der Erziehung ihrer Tochter.

Blanche konnte mit einer Rosenknospe verglichen werden, die allmälig ihre Schönheiten unter den Augen eines wachsamen Gärtners entwickelt. Sie hatte blondes Haar wie die Fornarina, ihre Augen aber waren blau und ihr Blick so bescheiden wie der einer ossianischen Schönheit.

Blanche zählte erst siebzehn Jahr. Ihre Schönheit war, wie eben gesagt worden, noch in der Knospe, versprach aber schon in der nächsten Zeit sich zur schönen Blume zu entfalten.

Ihre Gestalt war lang, schlank und biegsam und ihre Haut so weiß wie eine Lilie.

Wenn man ihre kleinen Füße, ihre aristokratischen Hände und die tadellosen Umrisse ihres Profils betrachtete, so sah man, daß sie von den Eigenschaften ihrer, dem Hause Morinière angehörenden, Ahnen nur wenig geerbt hatte.

Blanche von Pierrefeu war vielmehr eine echte und unverkennbare Charvet.

An einem schönen Herbstabend, am Tage nach dem, wo der junge Graf Paul von Morangis auf dem Schlosse Roche Noire erschienen war, fuhren die Gräfin Pierrefeu und ihre Tochter in einem offenen Wagen eine der bergauf, bergab führenden, malerischen Straßen entlang, deren es in jener romantischen Gegend so viele gibt.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die Gipfel der Bäume, während ein angenehmes Aroma von dem Grase aufstieg, welches der Octoberfrost noch nicht Zeit gehabt hatte, gelb zu färben.

Die Luft war noch weich und balsamisch; es war wie im Sommer, ohne die drückende Hitze desselben.

Die Gräfin von Pierrefeu war redselig, während Blanche gedankenvoll war.

„Du wirst nun bald achtzehn Jahr, mein liebes Kind“, sagte die Gräfin.

„Ja, ich weiß es, Mama“, entgegnete Blanche und senkte das Köpfchen, denn sie wußte, daß ihre Mutter im Begriff stand, ein Thema abzuhandeln,

welches der Tochter bis jetzt stets ein sehr unangenehmes gewesen.

„Und dieß," hob die Gräfin wieder an, „ist das Alter, in welchem ein einer vornehmen Familie angehörendes Mädchen sich vermählen soll."

„O, damit hat es keine Eile," sagte Blanche lächelnd.

„Etwas, was sich eignet und schickt, kann man nie zu bald thun," bemerkte die Gräfin trocken.

„Aber Mutter, es hat mich ja noch Niemand zur Ehe verlangt, ausgenommen —"

Blanche stockte und erröthete ein wenig.

„Ausgenommen Herr von Mas; nicht wahr, das wolltest Du sagen?"

„Ja, Mutter," seufzte Blanche. „Er war ein netter, junger Mann von guten Manieren, guter Erziehung und edler Denkungsart."

„Ja, das weiß ich wohl."

„Und dennoch wiesest Du ihn zurück, Mutter," sagte Blanche in vorwurfsvollem Tone.

„Er hat keinen Titel, mein Kind."

Ein etwas sarkastisches Lächeln umspielte die Lippen der Tochter während sie antwortete:

„Ich glaubte, er wäre Edelmann."

„Das ist er auch und zwar von sehr alter Familie."

„Nun und dann?"

„Er hat aber keinen Titel," wiederholte die Gräfin.

„Mama," sagte Blanche, „ich will Dir eine Geschichte erzählen."

„Nun so laß hören,“ sagte die Gräfin.

„Die Geschichte betrifft eine Schulfreundin von mir, Namens Anais Michon.“

„Das ist ein sehr aristokratischer Name!“ bemerkte die Gräfin in spöttischem Tone.

„Ihr Vater hatte mit dem Blumenhandel ein bedeutendes Vermögen erworben und wollte nun durchaus, daß aus seiner Tochter eine Gräfin würde. Anais stimmte hierin ihrem Vater vollkommen bei und sagte ebenfalls: „Ja, ich muß Gräfin werden!“ Sie war sehr hübsch und es fanden sich zwei Bewerber um ihre Hand ein. Der eine war Herr von Beaumanoir und der andere der Graf von Haute Futain. Der erstere hatte keinen Titel, glaubte aber, es genüge, wenn er seine Abstammung von dem heldenmüthigen Beaumanoir nachweise, der mit bei dem berühmten Kampfe der dreißig bretagnischen Ritter gegen dreißig englische im Jahre 1351 betheiligt war. Der andere Bewerber war Graf und war dieß auf folgende Weise geworden. Als der Graf von Artois im Jahre 1790 sich in Coblenz aufhielt, borgte er bei einem Banquier Namens Leloup tausend Louisd'ors. Als später auf das Kaiserreich die Restauration folgte, ward Herr Leloup in Anerkennung seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben und um ihn zum Grafen von irgend etwas zu machen, nahm man den Namen eines kleinen, abgelegenen Gutes, denn Herrn von Leloup hätte man ihn unmöglich nennen können, weil dieß lächerlich geklungen haben würde. Weißt Du nun, Mama, welchem von Beiden Anais den Vorzug gab, ob dem Nachkommen der Beaumanoirs oder dem

Sohne Leloups? Sie wählte den letzteren, weil er Graf war."

„Mein liebes Kind," sagte die Gräfin steif, „Du kennst die Welt nicht."

„Das ist wohl möglich," entgegnete die junge Dame, „so viel aber weiß ich, wenn im Faubourg St. Germain der Adel in demselben Lichte betrachtet wird, wie Anais Michon und ihr Vater ihn betrachteten, so thue ich weit besser daran, einen ehrlichen Mann ohne irgend welchen Titel zu heirathen, als einen Dummkopf, der den Namen irgend einer eingebildeten Grafschaft oder Baronie trägt."

Nachdem Fräulein Charvet dieß gesagt hatte, lehnte sie sich mit verächtlich schmollender Miene, wodurch sie ihre Mutter nicht wenig erbitterte, in den Wagen zurück.

Nachdem Beide einige Augenblicke geschwiegen, hob jedoch die Gräfin wieder an:

„Wie aber, Kind, wäre es, wenn ich Dir einen Gatten zuführen könnte, der nicht blos von alter Familie wäre, sondern auch einen Titel hätte? Einem solchen würdest Du wohl Dein Jawort geben."

„Das kommt darauf an."

„Worauf, wenn ich fragen darf?" unterbrach die Gräfin.

„Darauf," entgegnete Blanche zögernd und erröthend, „ob er mir gefällt oder nicht."

„Er kann nicht verfehlen, Dir zu gefallen."

„Dann kennst Du ihn wohl, Mama?"

„Es ist zwischen Deiner Familie und der Fami-

lie Morangis, welche in Paris lebt, von einem Heirathsbündnis gesprochen worden, welches ich als ein sehr wünschenswerthes betrachte. Es sind Grafen."

„Wie sieht der Sohn aus?" fragte die junge Dame.

Die Gräfin wollte den jungen Grafen von Morangis ohne Zweifel in den günstigsten Ausdrücken schildern, als sich ein Vorfall ereignete, welcher für den Augenblick die ganze Aufmerksamkeit sowohl der Mutter, als auch der Tochter in Anspruch nahm.

Der Wagen der Gräfin war mit zwei raschen, feurigen Pferden bespannt, die von einem jungen Kutscher Namens Jacquinet gelenkt wurden, der erst etwa sechzehn Jahre alt und wohl muthig und geschickt, doch auch gleichzeitig etwas unvorsichtig war. Er ließ die Pferde gern bergab mit voller Geschwindigkeit laufen und verließ sich in Bezug auf Sicherheit allzu sehr auf den Hemmapparat der Equipage.

Während die Heirathsdiscussion zwischen Mutter und Tochter im vollen Zuge war, hatte der Wagen den Gipfel einer Anhöhe erreicht, von wo man das Schloß Morinière unten in dem bewaldeten Thale liegen sah.

Von diesem Punkte an bildete die Straße einen steilen Abhang, welcher durch eine Anzahl Senkungen und Windungen bis an die Thore des Parkes führte, welcher das Schloß umgab.

Der tollkühne Jacquinet faßte die Zügel fester, gab seinen Pferden die Peitsche und ließ sie donnernd den Hügel hinabgaloppiren.

„Nimm Dich in Acht, Jacquinet!“ rief die Gräfin einmal über das andere.

„O machen Sie sich keine Unruhe, gnädigste Frau,“ antwortete der Kutscher, indem er seine Pferde zu noch größerer Eile antrieb.

Gerade auf der Mitte des Abhanges aber brach die Deichsel. Der Wagen kam den Pferden unter die Hanken und die dadurch erschreckten und schmerzhaft berührten Thiere begannen durchzugehen.

Mutter und Tochter kreischten laut, während Jacquinet wohl einsah, daß, wenn es ihm nicht gelang, die Pferde zu bändigen, dann diese mit dem Wagen und dessen Insassen seitwärts die steile Anhöhe hinabstürzen müßten.

Er schrie daher ebenfalls und eben so laut als seine Herrin um Hilfe.

Plötzlich trat ungefähr hundert Schritte von dem Wagen aus einem kleinen Birkendickicht, welches die Straße links einsäumte, ein Mann hervor.

Er hatte ein Gewehr in der Hand, sprang in die Mitte der Straße und so wie die Pferde nahe genug waren, zielte er und gab Feuer.

Eines der Pferde stürzte sofort todt nieder und der Wagen ward dadurch zum Stehen gebracht.

Die beiden Damen sahen nun ihren Retter an.

Der junge Mann, der einen eleganten, schwarzsammetnen Jagdrock und wildlederne Gamaschen trug, und dessen ganze Ausrüstung das unverkennbare Gepräge echten Pariser Geschmackes trug, war Niemand anders als der Graf Paul von Morangis.

Auf den Knall des Schusses trat ein zweiter Jäger aus dem Dickicht heraus.

Dieser war der Baron von Nesles, welcher sofort auf den Wagen zueilte, wo er die Gräfin und ihre Tochter noch einigermaßen aufgeregt vorfand.

„Aber, meine werthen Nachbarinnen,“ sagte der Baron, „da hat ja der Zufall eine höchst sinnreiche Combination von Umständen herbeigeführt. Ihr Retter und ich haben uns den ganzen Morgen die Köpfe zerbrochen, um einen plausiblen Vorwand zu ersinnen, unter welchem wir Ihnen unsere Aufwartung machen könnten.“

„Ach, mein lieber Baron“, murmelte die Gräfin, „Ihr Freund hat uns wirklich das Leben gerettet.“

Blanche sah den jungen Jäger an und sagte sich im Stillen, sein Aeußeres sei das eines vollendeten Cavaliers, und seine Schönheit von nicht gewöhnlicher Art.

Der Baron ergriff ihn mittlerweile bei der Hand und sagte:

„Erlauben Sie mir, meine Damen, Ihnen meinen jungen Freund, den Grafen von Morangis, vorzustellen.“

Als die Gräfin diesen Namen hörte, stutzte sie und Blanches Herz begann heftig zu pochen.

Viertes Capitel.

Ein herzloser Geck.

Es waren nach den soeben erzählten Ereignissen sieben oder acht Monate verfloßen und der Graf von

Morangis nach Paris zurückgekehrt, wo er an einem Maimorgen zu Pferde aus dem Bois de Boulogne durch die Champs Elysées und über den Concordienplatz zurückkam.

Er ritt einen feurigen, kleinen Araber, der einen weniger geschickten Reiter sicherlich sehr bald aus dem Sattel geworfen haben würde.

Das Pferd war von eisengrauer Farbe und hatte schlanke, sehnige Beine, einen Hals wie ein Storch, einen kleinen Kopf und funkelnde, hervorragende Augen.

Die wenigen Spaziergänger, welche sich schon in der schönen Hauptallee bewegten, betrachteten mit bewunderndem Blick die graziös unruhigen Bewegungen des schönen Thieres.

Der Graf von Morangis war noch derselbe schöne, junge Mann mit weißer Haut, rosigen Lippen und schwarzem Haar, den wir schon kennen. Ein feines schmales Bärtchen schmückte seine Oberlippe, seine Hände waren weiß und zart wie die einer Dame, seine Füße klein und zierlich geformt und ein eigenthümlich bestrickendes Lächeln ließ zwei Reihen tadelloser Zähne zum Vorschein kommen.

Der Graf war mit einem Worte ein vollendeter Cavalier.

Nachdem er den Concordienplatz und die Brücke desselben Namens passirt, bog er in die Rue Bourgogne ein und ließ sein Pferd im Schritt gehen. Als er die Ecke der Rue de Grenelle erreichte, machte er Halt und hob die Augen auf.

Er befand sich jetzt gerade einem schönen, großen

Hause mit einem Vorplatz und einem Garten auf der Hinterseite gegenüber.

Die Fenster waren sämmtlich geschlossen als ob die Bewohner verreist wären.

Der Reiter blieb regungslos ungefähr fünf Minuten lang in der Mitte der Straße halten. Dann ritt er weiter nach der Rue du Bac, worauf er wieder umkehrte und nochmals dem großen Hause gegenüber Halt machte.

Gerade in diesem Augenblicke ward eine Fensterjalousie in der ersten Etage vorsichtig, aber so wenig geöffnet, daß nur der Graf es bemerken konnte.

Etwas Weißes flatterte hinter der Jalousie und verschwand sofort wieder.

Es schien dieß ein Signal zu sein, denn unser Held setzte sein Pferd sofort in Galopp und ritt nach den Champs Elysées zurück.

Als er den Circus erreichte, begegnete er einem zweiten schönen, jungen Mann mit blondem Haar und Bart, und dessen Locken so sorgfältig gekämmt und geglättet waren, wie die eines Wachskopfs am Schaufenster eines Friseurs.

Der Graf begrüßte lächelnd den blonden, jungen Mann.

Dieser, der einen weißen, leichten Sommeranzug und einen Panamahut trug, saß hoch oben auf einer modischen Britschka, welche er selbst lenkte. Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, hielt der Graf sein Pferd an und der junge Mann in dem weißen Sommeranzuge that dasselbe.

Der Graf gab dann einem kleinen Groom, welcher mit verschränkten Armen neben seinem Herrn auf der Britschka saß, einen Wink, in Folge dessen der Groom sofort herunterkletterte.

„Hier, reite mein Pferd nach Hause," sagte der Reiter absteigend.

Während der Groom sich mit einem Satz in den Sattel schwang, stieg der Graf auf die Britschka, setzte sich neben seinen Freund nnd sagte:

„Mein lieber Gustav, ich wünsche einige Worte mit Dir zu plaudern. Vor allen Dingen aber laß mich Dir sagen, wie sehr ich Deine Traber bewundere. Das sind ja ganz prachtvolle Thiere!"

„Sie erscheinen heute zum ersten Male öffentlich," erwiderte Gustav, „und es bedurfte der vereinten Anstrengungen dreier Grooms und Deines ganz ergebenen Dieners, um sie einzuspannen."

„Wo fährst Du hin?"

„Ich probire blos meine Pferde."

„Nun dann fahre noch einmal die Allee hinauf. Vor meinem Hause kannst Du Deinen Groom wieder aufnehmen."

Gustav Chaumont lenkte sein Gespann sehr gewandt um und der Wagen bewegte sich in der Richtung der Rue de Boulogne.

Ein wenig unterhalb der Rue de Chateau des Fleures sah man den Groom, der den Araber nach Hause geritten, neben dem Thorweg eines schönen Hauses warten, welches ein wenig alterthümlich gebauet war und der Familie Morangis gehörte.

Auf einen Wink von seinem Herrn kam der Groom herbeigesprungen und kletterte auf den Hintersitz, so daß der Graf ungestört neben seinem Freunde sitzen bleiben konnte.

„Nun, lieber Paul," hob Gustav von Chaumont, einer der ersten Sterne der Sportswelt, wieder an, was hast Du mir zu sagen?"

„Sie ist in Paris."

„Wer?"

„Nun wer anders als Pauline!"

„Meinst Du die Baronin von Nesles?"

„Versteht sich."

„Weißt Du es ganz gewiß?"

„Ja wohl, denn ich war soeben in der Rue de Grenelle."

„Und hast sie gesehen?"

„Beinahe — das heißt, ich sah ein Taschentuch durch das halbgeöffnete Fenster."

„Ah so! War es aber auch wirklich das ihrige?"

„Höchst wahrscheinlich. Lies diesen Brief."

Und der Graf Morangis zog ein zierlich zusammengefaltetes, kleines Billet hervor, welches einen süßen Wohlgeruch verbreitete.

Damit sein Freund es bequemer lesen könnte, nahm er ihm die Zügel aus den Händen und sagte, er wolle fahren.

Gustav schlug das Briefchen, welches mit jenen zierlichen länglichen Buchstaben, die eine Frauenhand verrathen, geschrieben war, aus einander und las wie folgt:

„Passiren Sie jeden Morgen gegen acht Uhr die Rue de Grenelle. In zwei oder drei Tagen — vielleicht, eher vielleicht später — werden Sie eine der Jalousien sich öffnen, und ein weißes Taschentuch durch die Oeffnung flattern sehen. Dieß wird ein Zeichen sein, daß ich Mittel gefunden habe, zu entrinnen, und am Abend zwischen neun und zehn Uhr müssen Sie in der Allee Lord Byron auf- und abgehen. Eine leere Droschke wird an Ihnen vorbeifahren und während Sie einsteigen, müssen Sie dem Kutscher sagen, er solle fahren, wohin es ihm beliebe. Er weiß dann schon Bescheid."

Das Briefchen trug weder Datum uoch Unterschrift."

„Lieber Freund," sagte Gustav Chaumont, indem er dem jungen Grafen das Briefchen wieder zurückgab, „wünschest Du über Dein Verhältnis zu der Baronin von Nesles meine aufrichtige Meinung zu hören?

„Ich bin ganz Ohr."

„Und Du wirst es nicht übel nehmen, wenn ich mich unumwunden ausspreche?"

„Nicht im Mindesten."

„Nun denn, ich glaube, daß Du Dich Deinerseits dadurch einer Schlechtigkeit schuldig machst."

Ein Lächeln umspielte die Lippen des jungen Grafen, indem er entgegnete:

„Wie so?"

„Weil ich der Meinung bin, daß sie Dich ganz verzweifelt liebt und um Deinetwillen ihrem Gatten,

ihrem Kind, ihrer Familie und der ganzen Welt entsagen würde."

„Ja wohl, versteht sich!" stimmte der Graf Morangis in dem kaltblütigsten Tone, den man sich denken kann, bei.

„Wie!" rief der junge Elegant, „Du würdest ein solches Opfer annehmen?"

„Warum nicht?"

„Dann liebst Du sie Deinerseits auch?"

Der Graf begann ein Jagdliedchen zu pfeifen.

„Weißt Du," sagte er nach einer Weile, „daß ich niemals Jemanden geliebt habe? Und doch habe ich mir alle mögliche Mühe gegeben, es zu thun, auf Ehre."

Gustav Chaumont betrachtete seinen Begleiter mit einem Grad von Neugierde, der fast an Furcht grenzte.

„Du erschreckst mich," sagte er.

„Lieber Freund," hob Morangis wieder an, „ich glaube, die Natur hat, indem sie mich schuf, etwas vergessen. Ich habe in der linken Seite meiner Brust einen hohlen leeren Raum, der eigentlich mein Herz enthalten sollte."

„Und das Herz fehlt?"

„Augenscheinlich, denn ich habe es nie schlagen gefühlt."

„Du bist in der That ein seltsames Wesen."

„Ja, ich weiß, daß ich das bin."

„Deine Freunde hängen alle mit großer Zuneigung an Dir, während Du Dir aus Niemandem etwas machst. Deine Mutter —"

„Ach,“ unterbrach der Graf, „schweig' mir von meiner Mutter. Sie ist unausstehlich!“

„Aber,“ hob Gustav von Chaumont wieder an, „wenn Du Pauline nicht liebst, warum willst Du Dir von ihr das größte Opfer bringen lassen, welches eine Frau bringen kann?“

„Weil es mir Vergnügen macht, in solchem Grade geliebt zu werden.“

„Aber wie steht es mit ihren Gemahl?“

„Dieser würde mich, wenn er mich zu den Füßen seines Weibes knieend fände, auf der Stelle umbringen.“

„Nein, das würde er nicht thun, denn er ist ein Ehrenmann durch und durch. Er würde Dich fordern und ein Duell wäre die Folge.“

„Das wäre mir eben recht.“

Gerade als der Graf von Morangis diese cynische Antwort gab, hatten die feurigen Rosse seines Freundes die Brücke von Neuilly erreicht, und er setzte, indem er sein Cigarrenetui hervorzog, hinzu:

„Gib mir ein wenig Feuer und dann laß uns umkehren, wenn Du willst, denn es fängt an, ziemlich warm zu werden.“

„Sehr gern,“ antwortete Gustav Chaumont.

Der Graf von Morangis rauchte schweigend seine Cigarre und die beiden Freunde erreichten die Barriere de l'Etoile, ohne ein Wort gewechselt zn haben.

Dann sagte Chaumont zu seinem Begleiter:

„Soll ich Dich an Deinem Hause absteigen lassen?“

„Ja, wenn Du willst.“

Binnen wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem Hotel, welches der Familie Morangis gehörte.

„Leb' wohl einstweilen,“ sagte der Graf. „Gegen vier Uhr treffen wir uns in dem Park von Madrid wieder.“

Dann zog er die Klingel an einer Nebenthür, welche sofort geöffnet ward.

Als er auf dem Hofe eine angespannte Equipage stehen sah, fragte er, ob seine Mutter ausfahren wollte.

„Die Frau Gräfin wartet auf Ihre Rückkunft, Herr Graf,“ antwortete der Portier.

Der Graf zuckte unbemerkbar die Achsel und erstieg dann rasch die Stufen der Vorhalle, ohne ein bleiches, besorgtes Gesicht hinter den Jalousien eines Fensters der ersten Etage zu bemerken.

Dann ging er die Haupttreppe des Hotels hinauf und wollte, ohne in der blos von seiner Mutter bewohnten ersten Etage zu verweilen, weitergehen, als ein Diener vortrat, um ihm zu melden, was der Portier ihm schon gesagt, nämlich daß seine Mutter auf ihn warte.

Obschon nicht im Stande, eine Geberde der Ungeduld zu unterdrücken, betrat der junge Graf dennoch die Gemächer seiner Mutter.

Die Gräfin von Morangis, welche in ihrem Schlafzimmer saß, erhob sich und küßte ihren Sohn sobald er eintrat.

„Du wünschest mich zu sprechen, Mutter,“ sagte er, indem er ihren mütterlichen Kuß mit tiefer Gleichgültigkeit hinnahm.

„Ja, mein Kind," sagte sie.

„Ich bin ganz Ohr," antwortete er, indem er, wie von Langweile niedergedrückt, Platz nahm.

„Mein Sohn," begann die Gräfin in wehmüthigem, feierlichen Ton, „ich wünsche Dir mein Herz zu erschließen."

Der junge Graf stutzte, während seine Mutter seine Hand in die ihrige faßte und zärtlich drückte, indem sie hinzusetzte:

„Erräthst Du nicht, mein lieber Sohn, daß ich über Dein künftiges Glück mit Dir zu sprechen wünsche?"

„Ich bin ja aber so schon ganz glücklich," sagte er, indem er seine Mutter mit derselben Gleichgültigkeit wie gewöhnlich ansah.

„Wer weiß, was geschehen kann?" seufzte sie. „An der Schwelle der Wohnungen Derer, welche nichts wünschen, weil ihr Glück schon vollkommen zu sein scheint, liegt das Verhängnis stets auf der Lauer."

Gerade in dem Augenblick, wo der junge Mann im Begriff stand, zu anworten, brachte ein Diener eine Visitenkarte auf einem silbernen Teller.

Die Gräfin ergriff die Karte und las den Namen „Dr. Samuel."

Sie ward noch bleicher als sie schon war, indem sie bei sich selbst murmelte.

„Dieser Mann wieder!"

Sie schien sehr aufgeregt zu sein.

„Es wird am besten sein, wenn ich mich entferne, Mutter," meinte der junge Graf, innerlich froh, einen

Vorwand zu haben, um der Unterredung ein Ende zu machen.

„Ja," sagte die Gräfin augenscheinlich in großer Unruhe; „es wird am besten sein, wenn Du mich jetzt verlässest. Dieser Mann kommt in wichtigen Geschäften. Gehe daher zu dieser Thür hinaus; in einer Stunde will ich Dich wieder sprechen."

Paul von Morangis erhob sich, küßte seiner Mutter die Hand und entfernte sich durch eine nach der Hintertreppe führende Thür, um nicht dem Manne zu begegnen, der seine Karte geschickt hatte.

Der junge Graf begab sich in seine, in der zweiten Etage gelegenen Zimmer hinauf und nachdem er seinen Anzug gewechselt, ging er in sein Rauchzimmer, wo er sich behaglich auf einen Divan streckte.

Plötzlich fiel jedoch sein Blick auf ein mit einem rosenfarbenen Bande zusammengebundenes und an den Grafen Paul von Morangis adressirtes Manuscript, welches auf dem Caminsims lag.

„Was kann das sein?" dachte der junge Mann.

Als er das Band gelöst und das Manuscript geöffnet hatte, sah er, daß dasselbe den eigenthümlichen Titel trug:

„Geschichte des rothen Doctors und der Gräfin von Morangis."

„Was in aller Welt kann der rothe Doctor mit meiner Mutter zu thun haben?" dachte der junge Graf. „Und wer hat dieses Manuscript hierhergelegt? Indessen, ich werde bald erfahren, was das alles heißt."

Mit diesen Worten zündete Paul Morangis sich eine Cigarre an und begann das Manuscript zu lesen, welches folgendermaßen lautete:

Fünftes Capitel.

Das Manuscript des rothen Doctors.

Als der moderne Minotaurus, Roulette genannt, aus Frankreich verbannt ward, flüchtete er sich in das irdische Paradies Baden-Baden.

Es war im Jahre 1833 und im Monate Mai als eine Reiterin auf einem schönen, irischen Rappen kühn die nach Elberstein führende Straße entlang galoppirte.

Ein Groom in seiner Morgenlivree folgte ihr in einiger Entfernung.

Obschon es erst zehn Uhr war, so war die Luft doch drückend heiß und dunkelgraue Wolken zogen über den Horizont, der den Hintergrund der spitzigen Tannen des Schwarzwalds bildete.

Als die schöne Reiterin die Anhöhe erreichte, von wo man auf der einen Seite das Thal der Murg und auf der andern den nach dem Wasserfall von Gerolsau führenden Weg überschaut, machte sie halt, um dieses reizende Panorama zu bewundern und ihrem Groom Zeit zu geben, sie einzuholen.

Sie war etwa sieben oder achtundzwanzig Jahr alt und von seltsamer, verhängnisvoller Schönheit.

Obschon allem Anscheine nach schlank und ge-

schmeidig, regierte sie doch ihr Pferd mit männlicher Kraft und Rüstigkeit.

Sie hatte blondes Haar, eine zarte weiße Gesichtsfarbe, etwas starke Lippen, eine Adlernase und schwarze Augen.

Trotz ihrer eleganten Manieren war es leicht, zu bemerken, daß sie einen hohen Grad von, so zu sagen halb wilder Energie besaß.

Wer sie lächeln gesehen, erklärte, sie berge in den Tiefen ihrer Seele bittere Ironie und stolze Verachtung der ganzen Welt.

Erst seit einem Monat verweilte diese Dame in Baden-Baden. Man nannte sie die Gräfin von Morangis und sie wartete, wie man sagte, auf ihren Gemal, der durch seine diplomatischen Berufsgeschäfte noch einige Tage in Berlin zurückgehalten ward.

„Es wäre vielleicht gut, wenn sie umkehrten, gnädigste Frau,“ sagte der Groom, als er seine Gebieterin eingeholt hatte. „Ich glaube, es zieht ein Gewitter heran.“

„Ich fürchte mich nicht vor Gewittern, Baptist,“ sagte die Gräfin mit stolzem Lächeln.

„Sie vergessen, gnädigste Frau, daß Sie den Rappen reiten, der, wenn es donnert, leicht scheu wird.“

„Nicht, wenn ich ihn reite. Deshalb sei unbesorgt, Baptist.“

Der Groom warf einen Blick gen Himmel, als wenn er sagen wollte: „Was für eine Frau!“ während Helene von Morangis ihr Pferd wieder in Bewegung setzte.

Baptist folgte ihr nicht ohne bange Ahnung.

Zehn Minuten später kam ein Pferd wüthend hinter ihnen hergaloppirt.

Die Gräfin gewahrte, als sie sich herumdrehete, um zu sehen, wer ihr folgte, einen Mann in einem kleinen, rothen Mantel auf einem Grauschimmel.

Der Mantel glich dem der südamerikanischen Gauchos und das Pferd war klein, schlank und feurig. Es hatte eine lange, dicke Mähne und runde, hervorstehende Augen.

Sein Aussehen verrieth, daß es in den Pampas geweidet hatte.

Ein kaltes, sarkastisches, fast grausames Lächeln umspielte die Lippen der Gräfin, während sie bei sich murmelte:

„Der rothe Doctor läßt mir doch nirgends Ruhe.“

So bald als der Reiter, den sie mit dem Namen des rothen Doctors bezeichnete, sie eingeholt hatte, mäßigte er die Schnelligkeit seines Pferdes.

Die Gräfin hielt ihr Pferd vollständig an.

Der Reiter verneigte sich, ritt vorüber und die Gräfin neigte, immer noch verächtlich lächelnd, ihr Haupt.

Nicht so bald war der rothe Doctor an ihr vorüber, so setzte er sein Pferd wieder in Galopp und verschwand rasch hinter den Fichten an der Biegung der Straße.

„Er verschwendet Zeit und Mühe umsonst“, sagte

die Gräfin bei sich selbst. „Meine Tugend wird durch den Panzer vollständiger Unempfindlichkeit geschützt."

„Gnädigste Frau", hob Baptist an, „es wird gut sein, wenn Sie sich beeilen. Der Himmel hat sich ganz umzogen und binnen zehn Minuten haben wir ein tüchtiges Gewitter."

„Um so besser", entgegnete sie; „mein Rappe muß sich daran gewöhnen."

Und anstatt ihr Pferd zu größerer Eile anzutreiben, ließ sie es nur um so langsamer gehen.

Unglücklicherweise war Baptist ein besserer Wetterprophet als so mancher Kalender, und gerade zehn Minuten, nachdem er gesprochen, zuckte ein greller Blitz über den Himmel, von welchem die Sonne hinter einer dicken Wolke verschwunden war.

Ein lauter Donnerschlag folgte.

Der Rappe bäumte und spitzte erschrocken die Ohren.

Seine Herrin aber streichelte ihm mit ihrer kleinen beschuheten Hand den aalglatten, glänzenden Hals und es gelang ihr, ihn zu beschwichtigen.

„In der That, die Frau Gräfin fürchtet sich vor gar nichts", murmelte Baptist.

Mit dem den Pferden eigenen Instinct fiel der Rappe in Galopp, um seine eigene Angst zu vergessen.

Der kluge Groom war aber überzeugt, daß ein zweiter Donnerschlag das Thier dennoch wild machen würde.

Auch hatte er nicht Unrecht.

Ein abermaliger, furchtbarer Blitz, auf welchen ein

betäubender Donnerschlag folgte, erschreckte das Pferd so, daß es wie toll, schnaubend und wiehernd, mit fliegender Mähne, aller Anstrengungen seiner geschickten Reiterin spottend, den steilen Abhang hinunterraste.

Die Gräfin war jedoch ein kühnes Weib und ihre Züge verriethen keine Furcht, eben so wenig als ihr Herz schneller schlug.

Anstatt das Pferd zusammenzuraffen wie ein Neuling in der Reitkunst gethan haben würde, ließ sie ihm den Zügel schießen und gab ihm blos dann und wann einen scharfen Ruck.

Sie glaubte, das scheue Thier werde schon von selbst stehen bleiben.

Plötzlich runzelte sie die Stirn.

Die Straße bildete einen scharfen Winkel und sie bemerkte sofort die ihr drohende Gefahr.

An dem Puncte, wo die Straße nach der Burg die eben erwähnte Biegung machte, ragte sie über einen Abgrund hinaus und war durch eine zwanzig Fuß hohe Mauer gestützt, welche sich an die Böschung des Berges lehnte.

„Wenn es noch einmal donnert, so wird mein Pferd ganz rasend", dachte die Gräfin bei sich selbst. „Es wird nicht den Instinct haben, der Biegung der Straße zu folgen, sondern mit mir kopfüber in die Tiefe stürzen."

Sie war jetzt noch etwa hundert Schritt von der gefährlichen Stelle entfernt.

Wieder krachte der Donner und das Pferd rannte immer schneller, als ob es Flügel hätte.

„Ich bin verloren“, murmelte die Gräfin, indem sie es verschmähete ein Angstgeschrei auszustoßen, wie Andere gethan haben würden.

In diesem Augenblicke erschien ein Reiter an der Biegung der Straße.

Es war kein Anderer als der rothe Doctor.

Die Gräfin, welche vollkommen darauf gefaßt war, mit ihrem Rappen in die Tiefe zu stürzen, sah, wie der eigenthümliche Mann bis in die Mitte der Straße vorritt und in demselben Augenblick, wo das Pferd der Gräfin an ihm vorbeiflog, fühlte sie sich von zwei kräftigen Armen umschlossen, die sie aus dem Sattel hoben, während der arme Rappe in seiner wahnsinnigen Angst über die niedrige Brustwehr der Böschungsmauer hinwegsetzte und in die Tiefe hinabsprang.

Alles dieß war das Werk eines Augenblicks und die verblüffte Reiterin sah sich auf dem Sattel des Doctors.

Nachdem er sie sanft auf den Boden herabgleiten gelassen, sagte er lächelnd:

„Sie waren sehr nahe daran, Ihren Gemahl, den Herrn Grafen von Morangis, nicht wiederzusehen, Madame.“

Die Gräfin hatte ihre gewöhnliche Kaltblütigkeit schon wieder erlangt und auch ihr eisiges, sarkastisches Lächeln umspielte wieder ihren Mund.

Sie stand fest und aufrecht auf ihren Füßen und betrachtete ihren Retter mehr mit Neugier als mit Dankbarkeit.

Der Doctor war allerdings auch geeignet, Neugier zu erregen, sowohl durch seine physischen als durch seine moralischen Eigenschaften.

Was die erstern betraf, so war er von kleiner Gestalt, brauner Gesichtsfarbe mit funkelnden, obschon nicht großen Augen und schmalen Lippen, die sich fortwährend zu einem sardonischen Lächeln verzogen.

Wenn man fragte, wie alt er wohl sei, so lautete die Antwort auf vielleicht dreißig Jahre, besonders wenn man nach seiner glatten Stirn und seinem feinen schwarzen Schnurrbart urtheilte.

Hörte man ihn dagegen mit treuer, lebhafter Erinnerung über die fünf Welttheile sprechen, welche er sämmtlich nach und nach bewohnt, so glaubte man, er müsse wenigstens fünfzig Lebensjahre zählen.

Wenn die eigenthümliche, hochmüthige Schönheit der Gräfin von Morangis die Bewunderung der kosmopolitischen Fashionables von Baden-Baden erweckt hatte, so ward dagegen durch das excentrische Wesen des rothen Doctors ihre Neugier im höchsten Grade rege gemacht.

Jeder fragte:

„Wo kommt dieser Mann her? Welchem Lande gehört er an?"

Niemand aber vermochte das Räthsel zu lösen.

Er sprach Englisch mit den Engländern, Französisch mit so reinem Accent, daß man ihn für einen Pariser hätte halten können, und das Spanische hatte man ihn so wunderschön aussprechen hören, als ob er ein Hidalgo von hoher Abstammung gewesen wäre.

Alles, was man erfahren konnte, war, daß er sein Pferd aus den Felsengebirgen mitgebracht und daß er seinen rothen Mantel in Buenos Ayres gekauft habe.

Zu diesen Daten kam noch sein Name und Stand, welchen er in das Fremdenbuch des Hotel de Russie mit den einfachen Worten: „Dr. Samuel" eingetragen hatte.

Um den Ort seiner Geburt zu beschreiben, hatte er noch hinzugefügt:

„Geboren zur See unter dem 30. Längengrade."

Eine Woche nach seiner Ankunft in Baden-Baden war ein Fremder, der ebenfalls im Hotel de Russie eingekehrt war, so gefährlich erkrankt, daß sämmtliche Aerzte des Ortes herbeigerufen wurden.

Sie erklärten sammt und sonders, der russische Fürst — denn ein solcher war es — leide am asiatischen Typhus und schüttelten die Köpfe, indem sie behaupteten, der Kranke — der soeben erst von der Armee im Kaukasus zurückgekehrt war, wo er ohne Zweifel den Keim dieser furchtbaren Krankheit in sich aufgenommen, — habe nur noch wenige Stunden zu leben und alle Mittel würden nichts helfen.

Dr. Samuel, welchen man ebenfalls mit herbeigerufen, hatte den russischen Fürsten nicht so bald aufmerksam angesehen, so zuckte er die Achseln und sagte:

„Alle diese Aerzte sind Esel."

Dann öffnete er seinen Koffer und setzte einen Trank zusammen, der ein Gemisch von einem schwarzen und einem braunen Pulver und von Theeblättern war.

Dieser Trank äußerte eine so günstige Wirkung auf den Kranken, daß derselbe schon den nächsten Tag in den Stand gesetzt war, auf der Terrasse spazieren zu gehen.

Eine solche Wundercur begründete den Ruf des rothen Doctors sofort, obschon er erklärte, daß er jetzt nicht mehr zu practiciren pflege, und obschon ihm — ausgenommen in außerordentlichen Fällen — nichts daran lag, zu Rathe gezogen zu werden.

Ueberdieß hielt er sich in Baden-Baden um seines Vergnügens willen und nicht um hier einen Erwerb zu suchen auf.

Hierzu kam, daß er, wie man sagte, sehr reich war, denn er riskirte große Summen am Spieltische, verlor mit großer Gleichgültigkeit und gewann, ohne im mindesten darüber zu frohlocken.

Er war einige Tage nach der Gräfin in Baden-Baden angekommen.

Am Abend seiner Ankunft waren die Frau mit dem kalten Lächeln und der excentrische Mann einander begegnet und hatten einen jener forschenden Blicke gewechselt, welche einer zehnjährigen Bekanntschaft gleichkommen.

„Das ist ein Mann, dessen Charakter große Aehnlichkeit mit dem meinigen haben muß," dachte die Gräfin.

„Die Idiosynkrasien dieser Frau müssen ein interessantes Studium abgeben," sagte der rothe Doctor bei sich selbst.

Und von diesem Abend an hatte Helene von Mo-

rangis den Doctor sorgfältig gemieden, während er sie eben so hartnäckig überall hin verfolgt hatte.

Auf öffentlichen Bällen oder auf der Promenade, kurz überall, wohin sie ging, konnte die Gräfin von Morangis sicher darauf rechnen, dem Doctor Samuel zu begegnen.

Er verneigte sich aber blos allemal schweigend und ging vorüber.

Dieß war das erste Mal, daß er gewagt hatte, sie anzureden, und die Gräfin war in die Betrachtung seiner seltsamen Persönlichkeit so versunken, daß sie ihm zu danken vergaß.

Es begannen jetzt einige schwere Regentropfen zu fallen.

„Madame," sagte der Doctor, „Elberstein ist von dieser Stelle nur noch ungefähr zweihundert Schritt entfernt, denn Sie können die Thürme durch die Bäume hindurch sehen."

„Ja, das ist wahr," sagte sie.

„In weniger als einer Viertelstunde," fuhr der Doctor fort, „wird der Regen in Strömeu fallen. Erlauben Sie mir daher, Madame Ihnen mein Pferd anzubieten, damit Sie die Burg möglichst rasch erreichen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," entgegnete die Gräfin, während der Doctor abstieg. „Geben Sie mir lieber Ihren Arm. Ich will zu Fuße gehen."

Baptist, welcher vergeblich sein Pferd angetrieben hatte, um seine Herrin einzuholen und von der drohenden Gefahr zu retten, kam jetzt endlich nach.

Der Doctor übergab ihm sein Pferd und bot dann der Gräfin höflich seinen Arm.

Sie gingen bis an das Thor der alterthümlichen Burg, ohne ein Wort zu wechseln. Erst als sie das Thor erreichten, sah die Gräfin von Morangis ihren Begleiter an und sagte:

„Erlauben Sie mir, mein Herr, Sie zu einem kleinen Frühstück bei dem Thorwärter einzuladen."

Der Arzt verneigte sich zustimmend.

Als der Thorwärter zwei Fremde erblickte, kam er herbeigeeilt und öffnete rasch die Thür eines Zimmers im Erdgeschoß, in welchen Fremde auf ihren Wunsch und für ihr Geld allerhand Erfrischungen haben können.

Einige Minuten später saßen der rothe Doctor und die Gräfin an einem Tische einander gegenüber und nun erst sah die Gräfin ihrem Begleiter voll ins Gesicht, indem sie sagte:

„Gestatten Sir mir wohl, mein Herr, Sie um eine Erklärung zu bitten?"

„Ich bin bereit, Ihnen dieselbe zu geben, Madame."

„Ich wünsche zu wissen, warum ich Ihnen, mag ich gehen, wohin ich will, jeden Tag fünf bis sechs Mal begegne."

Der Doctor betrachtete sie mit kaltem Blicke und sagte dann:

„Jeder andere Mann würde mit einer verbrauchten Redensart antworten und sagen: Weil ich Sie liebe."

„Ah so! Dieser andere Mann würde aber seine Zeit und Mühe umsonst verschwenden,“ entgegnete die Gräfin spöttisch.

„Das weiß ich wohl, Madame.“

„Wirklich?“

Nach kurzem Schweigen hob der Doctor wieder an:

„Haben Sie noch nie davon gehört, Madame, daß jedes menschliche Wesen seinen Doppelgänger hat, dessen Züge genau den seinigen gleichen?“

„Davon habe ich allerdings gehört.“

„Manche Menschen finden ihr Ebenbild in unmittelbarer Nähe, andere dagegen finden es erst bei den Antipoden.“

„Zu diesen letztern gehöre ich wahrscheinlich!“ rief die Gräfin lachend, „denn ich kenne Niemanden, der nur die mindeste Aehnlichkeit mit mir hätte.“

„Physisch vielleicht nicht, in moralischem Sinne aber gibt es einen Mann, der Ihr treues Abbild ist.“

„Und wer ist das?

„Er kommt von den Antipoden und ist Niemand anders als ich selbst.“

Der Doctor sprach diese Worte im Ton so fester Ueberzeugung, daß die Gräfin stutzte.

„Ja, ich selbst,“ fuhr er fort, „und ich folge Ihnen, weil unsere Geschicke für die Zukunft durch ein geheimnisvolles Band an einander gefesselt sind. Wenn Sie in Erstaunen gesetzt zu werden wünschen,“ setzte er mit seinem sarkastischen Lächeln hinzu, „so will ich Ihnen Ihre ganze Geschichte erzählen.“

„Ich bestreite, daß Sie das können,“ entgegnete

die Gräfin. „Nur der Himmel und ich selbst besitzen diese Kenntnis."

„Zufällig aber besitze ich dieselbe ebenfalls. Hören Sie mich an."

Die Gräfin von Morangis war, als sie im Begriff gestanden, mit ihrem Pferd in die Tiefe zu stürzen, weder bleich geworden, noch hatte sie geschaudert.

Jetzt aber fühlte sie sich unruhig und von dem Blick des rothen Doctors bestrickt wie von dem einer Schlange.

„Wer kann dieser Mann sein?" dachte sie. —

Sechstes Capitel.

Die Familiengeschichte der Gräfin.

Hier machte Paul von Morangis im Lesen des Manuscripts eine Pause und versank in Nachdenken, während er spiralförmige Rauchwölkchen von seiner Cigarre nach der Decke emporwirbeln ließ.

„Ja, das möchte ich auch wissen," sagte er bei sich selbst. „Wer kann dieser Mann sein?"

Nach einer Weile fuhr er in seiner Lectüre weiter fort:

— Obschon durch die magnetische Gewalt, welche das Auge des rothen Doctors ausübte, für den Augenblick überwältigt, erlangte die Gräfin ihre Geistesgegenwart jedoch sehr bald wieder.

„Wohlan," sagte sie, „lassen Sie hören und wenn

Sie die Wahrheit sprechen, so werde ich Sie als einen Hexenmeister anerkennen."

„Vielleicht bin ich auch einer."

„Ach, dummes Zeug!" rief die Gräfin lachend. „Ich besitze einen starken, hellen Geist, Doctor — wenigstens sagen dieß die Leute!"

„Und die Leute sprechen die Wahrheit, Madame."

„Sie geben das zu?"

„Ja wohl. Und ich kann hinzusetzen, daß Sie eben so viel Intelligenz als Mangel an Gefühl besitzen."

„Nehmen Sie sich in Acht!" rief die Gräfin mit der Miene der Ueberraschung. „Das schmeckt nach Impertinenz."

„Sie haben mir erlaubt, Madame, Ihre Geschichte zu erzählen."

„Sehr richtig," sagte die Gräfin, indem sie sich von ihrem Sitz erhob und an das Fenster trat, welches sie öffnete.

Als sie sah, daß der Regen immer noch in Strömen herniedergoß, während auch noch Donnerschläge sich hören ließen, sagte sie:

„Da das Unwetter wahrscheinlich noch eine Weile dauern wird, so werde ich Muße haben, Ihnen zuzuhören, Doctor. Fahren Sie daher fort."

„Vor allen Dingen," hob der Brasilianer wieder an, „muß ich Ihnen im Voraus sagen, daß ich einige seltsame Enthüllungen machen werde, und daß Sie vielleicht bereuen werden, mich angehört zu haben."

„Nein, das werde ich nicht, Doctor."

„Und wollen Sie mir versprechen, mich nicht zu

fragen, wie ich in den Besitz Ihrer Familiengeheimnisse gelangt bin?"

„Das ist zu viel verlangt," sagte die Gräfin.

„Madame," hob der Doctor in kaltem Tone wieder an, „diese Bedingung ist eine unerläßliche. Wenn Sie nicht darauf eingehen, so schweige ich."

Obschon unmuthig über die Gewalt, welche dieser Mann über sie ausübte, vermochte die Gräfin ihre Neugier doch nicht zu unterdrücken.

„Nun gut, es sei so; ich will annehmen, Sie seien ein Zauberer."

„Vielleicht bin ich auch einer," sagte der Doctor in ruhigem Tone nochmals.

Dann begann er wie folgt:

„Vor fünf Jahren lebte zu Auxerre in Burgund ein alter Cavalleriecapitän Namens Coursière, dessen gesammte, irdische Reichthümer aus einer Pension von zwölfhundert Francs, einer Rente von fünfzehnhundert Francs und einem kleinen Haus an der öffentlichen Promenade in der Nähe eines der Stadtthore bestanden. Der Capitän war Witwer und hatte eine einzige Tochter, die sehr schön, sehr geistreich und gebildet und kürzlich erst von St. Denis zurückgekehrt war."

„Aber wie um aller Welt willen können Sie das Alles wissen?"

„Sie verletzen schon unsere Uebereinkunft, wenn Sie mich auf diese Weise unterbrechen, Madame," bemerkte der rothe Doctor.

„Das ist wahr. Fahren Sie fort."

„Herr von Coursière war kein ehrgeiziger Mann,

sondern hatte seinen ganzen Stolz und seine ganze Hoffnung auf seine Tochter gesetzt. Die ganze Stadt betrachtete Fräulein Helene als eine vollendete, junge Dame von untadelhaftem Verhalten und starrer, unüberwindlicher Tugend. Obschon ihr Vater ihr keine Aussteuer geben konnte, so bewarben sich doch mehrere junge Männer, die sich nach den Ansichten der Provinz in ganz respectablen Vermögensumständen, das heißt im Besitze von sieben- bis achttausend Francs jährlicher Einkünfte befanden, um ihre Hand. Die junge Dame lehnte jedoch alle diese Anträge ab.

„Herr von Coursière, welcher allen diesen Heirathsofferten ein Ende zu machen wünschte, erklärte endlich, seine Tochter sei schon seit ihrer Kindheit mit seinem Neffen, Baron Hubert, Lieutenant in einem Infanterieregiment, verlobt. Der alte Offizier wünschte, daß diese Vermählung sich verwirklichte, und hatte überdieß seiner Schwester, der Baronin Hubert, am Tage vor ihrem Tode fest und bestimmt versprochen, daß seine kleine Helene keinen andern Mann heirathen solle als ihren Sohn.

„Fräulein von Coursière war neunzehn und Baron Charles Hubert fünfundzwanzig Jahr alt.

„Letzterer liebte seine schöne Cousine innig und wartete ungeduldig auf seine Beförderung zum Capitainsrang, denn eher wollte sein künftiger Schwiegervater von der Hochzeit nichts wissen.

„Eines Morgens wurden die friedlichen Bewohner von Auxerre durch Trommelwirbel und Hörnerklang aus dem Schlafe geweckt.

„Diese Musik verkündete das Einrücken von Charles Hubert's Regiment, welches in der Stadt einquartiert werden sollte.

„Herr von Coursière, der am Tage vorher durch einen Brief von seinem Neffen von dessen bevorstehender Ankunft unterrichtet worden, hatte seine Tochter zeitig geweckt, um mit ihr ihrem Cousin entgegenzugehen.

„Arm in Arm verließen Vater und Tochter das Haus, passirten das nach der Straße von Paris führende Thor und begegneten dem Regiment bereits am Fuße des ersten Berges.

„Zwei junge Offiziere marschirten an der Spitze des erstens Peletons. Einer von ihnen, nämlich Charles Hubert, stieß einen Freudenruf aus und eilte seinem Onkel und seiner Cousine mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Der andere wartete tactvoll und bescheiden, bis Hubert ihn bei der Hand ergriff und ihn seinen Verwandten als den Grafen von Morangis, seinen Kameraden und besten Freund, vorstellte.

„Der junge Offizier verneigte sich gegen Helene und ihren Vater mit dem Anstand eines vollendeten Weltmannes.

„Mein Freund," sagte Charles zu seinem Onkel, „ist wie ein Soldat aus der guten alten Zeit und ein Mann nach Deinem Herzen. Er hätte Gesandtschaftsattachè werden können, denn er ist Neffe eines Pairs von Frankreich, oder er hätte ruhig in Paris leben und seine dreihunderttausend Francs jährlich nach seinem Gutdünken verthun können, aber er liebt das Soldaten-

leben um seiner selbst willen und zieht es vor, ein schlichter Lieutenant zu sein.“

„Das nenne ich brav,“ murmelte der pensionirte, alte Cavallerieoffizier.

„Helene hatte, sobald sie hörte, daß das Einkommen des Freundes ihres Verlobten sich auf jährlich dreihunderttausend Francs belief, erstern aufmerksam in's Auge gefaßt.

„Graf Morangis war ein langer, schöner, junger Mann, der in seiner Person die doppelten Attribute eines Edelmanns und eines Millionairs auf graziöse Weise vereinigte.

„Herr Graf,“ sagte Herr von Coursière, „wollen Sie mit meinem Neffen uns die Ehre erzeugen, ein kleines Frühstück bei uns einzunehmen?“

„Sehr gern, Herr Capitain,“ entgegnete der junge Mann mit einem leidenschaftlichen Blick auf Helene, deren Aufmerksamkeit mittlerweile durch einen eleganten Wagen beschäftigt ward, der mit einem prachtvollen irischen Pferd bespannt war, welches ein Livreediener hinter dem Bataillon her am Zügel führte.

„Diese Equipage gehörte dem jungen Grafen und Helene seufzte, indem sie zu sich selbst sagte, daß die Frau, welche ihn heirathete, nicht blos Gräfin und zwar von echtem, altem Stamme werden, sondern daß sie auch Equipage haben und daß ihr Salon von Leuten von hohem Rang und feinem Ton besucht werden würde. Ja, sie konnte vielleicht Herzogin, Pairin und eine jener Königinnen der Gesellschaft werden, vor welchen die feine Welt sich beugt.

„Und abermals seufzte das junge Mädchen, indem sie als Gegensatz zu diesem verlockenden Gemälde hinzufügte, daß Charles Hubert's Gattin verurtheilt sein würde, ihrem Gatten aus einer Garnison in die andere zu folgen, nie eine bessere Wohnung als ein paar möblirte Zimmer zu haben und von einem erbärmlichen Einkommen von drei- oder viertausend Francs jährlich zu leben.

„Ungefähr einen Monat nachdem Lieutenant Hubert's Regiment in Auxerre eingedrückt war, bedeckte eines Abends gegen acht Uhr in der Mitte des Monats November ein dichter Nebel beide Ufer der Yonne und die krummen Gässen der Stadt, während zwei junge Männer über die Place des Fontaines eilten und in die Rue des Glainins einbogen, wo sie an die Thür des Hauses anpochten, in welchem der alte Capitain wohnte.

„Ein alter Diener öffnete die Thür.

„Ach, Herr Charles!" sagte er, „ich freue mich, daß Sie da sind."

„Warum das, alter Freund?" fragte der Lieutenant.

„Weil ich Sie in der ganzen Stadt gesucht habe — in der Caserne, im Café, im Speisehause und Gott weiß, wo sonst noch."

„Ich war spazieren gegangen," sagte der Lieutenant. „Aber warum lag Dir so viel daran, mich zu finden?"

„Weil der Herr Capitain Sie zu sprechen wünscht. Er hat Briefe aus Paris erhalten."

„Charles Hubert wartete nicht, um noch weiter

etwas zu hören. Er eilte die Treppe hinauf in das Wohnzimmer seines Onkels.

„Sein Freund, der Graf, folgte ihm.

„Helene saß in der Nähe des Camins an ihrem Stickrahmen, während ihr Vater in seinem Lehnstuhle die Zeitung las.

„Als er die beiden jungen Männer eintreten sah, lächelte er schelmisch und sagte:

„Mein armer Junge, Du scheinst nicht den Instinct zu besitzen, gute Neuigkeiten von Weitem zu wittern."

„Wie so, lieber Onkel?" fragte der junge Mann, während sein liebender Blick auf Helena weilte.

„Nun, wenn es der Fall wäre, so hättest Du schon vor einer Stunde hier sein müssen," sagte der Capitain, indem er einen Brief von einem in der Nähe stehenden Tische nahm und seinem Neffen überreichte.

„Der Brief, welcher das Siegel des Kriegsministers trug, war an den Capitain gerichtet und begann wie folgt:

„Lieber Camerad!"

„Mein Brief wird Ihnen nur wenige Stunden vor dem Erscheinen der Nummer des Moniteur zugehen, welche die amtliche Bekanntmachung enthält, welcher zufolge Ihr Neffe, Baron Charles Hubert zum Capitain befördert worden ist. —"

„Weiter las Charles nicht, sondern stürzte sich, einen Freudenruf ausstoßend, in die Arme seines Onkels.

„Na siehst Du, mein Sohn," sagte der alte Offi-

zier, „ich glaube, nun ist die Zeit da, wo es mir geziemt, aufzuhören, Dein Onkel zu sein, wie?"

„Mein Vater!" rief der neugeschaffene Capitain, indem er gleichzeitig Helenens Hand ergriff und dieselbe entzückt an seine Lippen drückte.

„Helene ward sehr bleich.

„Die Freude macht sie sprachlos!" murmelte der alte Herr von Coursière.

„Er irrte sich aber. Helene war bleich geworden bei dem Gedanken, daß sie nun in einem Monat ihres Cousins Frau sein und auf immerdar zu einer armseligen, eintönigen, prosaischen Existenz verurtheilt sein würde.

„Ihr kalter, forschender Blick hatte den Grafen von Morangis hinter dem Capitain und Charles Hubert erspäht und auch er war bleich wie eine Mamorstatue, während seine Lippen krampfhaft zuckten und er vom Kopf bis zum Fuße zitterte.

„Wie liebt er mich!" dachte sie.

„Und allerdings, seit dem ersten Augenblicke, wo der Graf die schöne Helene gesehen, vergötterte er sie förmlich.

„Bald darauf verließen die beiden Freunde das Haus und der Capitain, welcher sich provinziale Gewohnheiten angeeignet hatte und gern zeitig zu Bette ging, zog sich in sein Zimmer zurück, indem er seine Tochter in dem Wohnzimmer zurückließ.

„Helene saß noch lange am Camin, den Kopf zwischen die Hände stützend und in einem gewissen Grad physischer sowohl als geistiger Betäubung befangen.

„Sie wußte, daß sie von ihrer Kindheit an be-

stimmt worden, ihren Cousin zu heirathen, und daß der Entschluß ihres Vaters in dieser Beziehung durch nichts würde wankend gemacht werden können.

„Eben so wußte sie auch, daß trotz der heftigen Leidenschaft, welche der Graf für sie hegte, er lieber tausendmal sterben, als seine Liebe offenbaren würde, denn er war Charles Freund und Mann von Ehre.

„Nach einer Weile erhob sich Helene, gleichsam einer jener seltsamen Ahnungen gehorchend, welche in den kritischsten und feierlichsten Augenblicken des Lebens im Herzen des Menschen erwachen.

„Sie sehnte sich nach Luft, nach Bewegung, und sie ging hinunter in den kleinen, zu dem Hause gehörigen Garten, der nur durch eine zehn Fuß hohe Mauer von einem einsamen, nach der Promenade führenden Gäßchen getrennt ward."

Als der rothe Doctor in seiner Erzählung so weit gekommen war, schwieg er und sah die Gräfin von Morangis unverwandt an.

Diese verhielt sich schweigend, ihre gerunzelte Stirn aber, ihre zusammengepreßten Lippen und ihre rollenden Augen verriethen ihre Gefühle hinreichend.

„Interessirt Sie diese Geschichte, Madame?" fragte der Doctor.

Die Gräfin gab keine Antwort.

„Wie Sie sehen," fuhr der Brasilianer fort, „fällt der Regen immer noch in Strömen und es würde ein wenig langweilig sein, den ganzen Tag hier zuzubringen, wenn wir uns die Zeit nicht durch ein wenig vertrauliches Geplauder vertreiben wollten."

Bei diesen letzten Worten erhob er sich, sah zum Fenster hinaus und horchte auf den Wind, der die alte Burg umheulte. Dann und wann schloß er die Augen, geblendet von den Blitzen, welche immer noch von Zeit zu Zeit die schwarzen Wolken am Horizonte spalteten.

„Sprechen Sie weiter," sagte die Gräfin in stolzem Tone.

„Sehr schön, Madame," antwortete der Doctor ironisch. „Dann werde ich Ihnen die Geschichte der Nacht des 15. November erzählen, denn mein Gedächtnis ist ziemlich gut und ich weiß ganz bestimmt, daß es am 15. November 1828 war, als Fräulein von Coursière in den Garten des Hauses ihres Vaters hinunterging."

Die Gräfin hörte ihn ruhig weiter an.

Siebentes Capitel.

Der Mann im Mantel.

Der rothe Doctor — sagte das Manuscript — fuhr folgendermaßen fort:

Der Abend war finster und regnerig, Helenens Kopf aber war glühend heiß und es that ihr wohl, dem Regen und dem Wind ausgesetzt zu sein.

Es gab in dem Garten mehrere alte Bäume und einer derselben stand so nahe an der Mauer, daß es keine schwierige Aufgabe war, einen der Aeste zu erklettern und hinaus auf die Straße zu springen, oder auf demselben Wege in den Garten hineinzugelangen.

Der Capitain hatte dieß auch oft erwähnt und mehr als einmal den Entschluß ausgesprochen, den Baum umhauen zu lassen, damit nicht früher oder später ein Dieb sich durch den Garten in das Haus einschleiche.

Helene ging auf einem der Kieswege hin und her, als sie durch ein leichtes Rascheln, welches sie hinter sich vernahm, stutzig gemacht ward.

Erschrocken drehte sie sich um und erblickte die dunkeln Umrisse eines Mannes in einem Mantel, welcher unter den Bäumen hervor auf sie zukam.

Ihr Schrecken war so groß, daß sie nicht einmal die Geistesgegenwart besaß, nach Hilfe zu rufen.

Sobald als der Unbekannte sie erreicht hatte, hörte Helene ihn in gedämpftem Tone sagen:

„Fürchten Sie sich nicht, Mademoiselle, ich bin ein Freund."

Helene sah ihn an, er hatte aber die Kapuze seines Mantels über das Gesicht gezogen, so daß man seine Züge nicht unterscheiden konnte.

„Wer sind Sie?" stammelte Helene.

„Ein Freund," wiederholte der Unbekannte.

„Was wollen Sie? Warum sind Sie hier?" fuhr Helene mit zitternder Stimme fort.

„Ich komme, um Ihnen Reichthum zu bringen," antwortete der Fremde.

Helene trat einen Schritt zurück.

„Mademoiselle," fuhr der seltsame Gast fort, „Minuten sind zuweilen Stunden werth und ich habe zu langem Reden keine Zeit."

„Aber was begehren Sie?"

„Daß Sie mich anhören," sagte der Unbekannte in gebieterischem Ton.

„Sprechen Sie, mein Herr," murmelte Helene, die schon zu fühlen begann, daß dieser Mann eine gewisse, geheimnisvolle Macht auf sie ausübte.

„Sie kennen mich nicht und werden mich wahrscheinlich auch nie kennen lernen," fuhr der Mann im Mantel fort. „Ich kann deshalb mit einem gewissen Grad von Kühnheit zu Ihnen sprechen."

„Mein Herr!" rief Helene.

Der Fremde ergriff ihre Hand und sagte:

„Obschon Sie aber mich nicht kennen, so kenne ich doch Sie sehr genau, — ja ich kenne sogar Ihre Gedanken."

Helene entzog ihm rasch ihre Hand.

„Ja, es ist so, wie ich sage," fuhr der Unbekannte fort, „und zum Beweis will ich Ihnen sagen, was Sie denken."

Er hatte wieder Helenens Hand ergriffen und sie gestattete ihm, einem ihr selbst unerklärlichen Zauber folgend, sie nach einer kleinen Laube zu führen, die am anderen Ende des Gartens stand.

„Es regnet und es ist kalt," sagte der Unbekannte, „hier sind wir wenigstens geschützt."

Mit diesen Worten forderte er Helene durch eine Geberde auf, sich auf die Bank niederzulassen, und nahm dann selbst neben ihr Platz.

Auf den ersten Anblick scheint es schwer begreiflich zu sein, wie eine so streng erzogene, junge Dame es

wagen konnte, einem ihr völlig unbekannten Manne zu folgen, der nicht blos seine Züge verbarg, sondern auch in einem an Keckheit grenzenden Tone mit ihr zu sprechen wagte.

Seine Worte aber „Ich bringe Ihnen Reichthum,“ hatten sie einmal sofort bezaubert.

Nicht sobald befanden sie sich doch in der Laube, als Helene einen gewissen Grad von Geistesgegenwart wiedergewann. In einem gleichzeitig stolzen und sarkastischen Tone sagte sie:

„Also, Sie kennen meine Gedanken?“

„Jawohl, Mademoiselle.“

„Das ist aber schwer zu glauben.“

„Allerdings. Nichtsdestoweniger sage ich Ihnen: Als ich Sie zuerst anredete, waren Sie eben mit Gedanken beschäftigt, daß die Nothwendigkeit, in welche Sie sich versetzt sehen, Ihren Cousin Charles Hubert zu heirathen, Sie zum unglücklichsten Geschöpf unter der Sonne machen würde.“

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein, während dessen Helene die Augen auf den Boden heftete.

„In der That,“ setzte dann der Unbekannte hinzu, „ist es auch wirklich sehr hart für eine junge Dame, die wie Sie vortrefflich erzogen, dabei aber für das Gefühl der Liebe unzugänglich ist —“

Helene war nahe daran, von der Bank emporzufahren, der Fremde aber fuhr ruhig fort:

„Ach, läugnen Sie es doch nicht! Bis jetzt glaubte man in Auxerre allgemein, Sie wären blos deshalb

gegen alle Huldigungen taub, weil Sie Ihren Cousin liebten, ich aber —"

„Wer sind Sie?" unterbrach Helene, indem sie den Unbekannten mit zornigem Blicke maß.

„Ein Mann, der Sie durchschaut und erbötig ist, Sie zur Gräfin mit einem jährlichen Einkommen von dreimalhunderttausend Franken zu machen.

Helene unterdrückte einen Ausruf, der ihr auf den Lippen schwebte und richtete sich empor.

„Hören Sie mich aufmerksam an", hob der Fremde wieder an. „Ich sage Ihnen nochmals, daß ich Ihrem Loos eine andere Wendung geben kann."

„Aber, mein Herr —"

„Zwei Männer lieben Sie", fuhr der Mann im Mantel fort. „Der eine ist Ihr Verlobter, Ihr Cousin und Ihres Vaters Pflegesohn. Diesen müssen Sie heirathen, Sie mögen wollen oder nicht, dafern nicht das Schicksal oder der Zufall dazwischen tritt."

Helene seufzte.

„Der Zweite ist der Graf von Morangis, Ihres Cousins intimer Freund und ein Mann von ritterlichem Sinn. Er liebt Sie und wird an seiner Liebe sterben, ohne jemals es Charles oder Ihnen mit einem Worte zu verrathen. Es wäre deshalb gänzlich nutzlos, wenn Sie sich der Autorität Ihres Vaters widersetzen wollten, denn selbst wenn Sie Ihren Cousin nicht heirathen, würde der Graf immer noch schweigen."

Der Unbekannte sprach in so bestimmtem Tone, daß Helene ihm zuhörte, ohne auch nur zu versuchen, Widerspruch gegen seine Behauptungen zu erheben.

„Seien Sie aufrichtig", setzte er hinzu, „denn von Ihrer Aufrichtigkeit hängt Ihr künftiges Schicksal ab."

„Was wünschen Sie zu wissen?"

„Lieben Sie Charles Hubert?"

„Nein!" sagte sie.

„Wenn aber der Graf Ihr Gemahl würde, würden Sie diesen lieben?"

„Vielleicht", entgegnete Helene in kaum hörbarem Tone.

„Nun dann, Mademoiselle", sagte der Mann im Mantel, indem er sich von seinem Sitz erhob, „dann vertrauen Sie sich dem Zufall an. Wenn Sie über unsere jetzige Unterredung unverbrüchliches Schweigen bewahren, so sollen Sie früher oder später Gräfin von Morangis werden."

„Aber wer um aller Welt sind Sie? fragte Helene von Coursière zum dritten Male.

„Ich bin — der Zufall!" antwortete der Unbekannte.

Er bewegte sich zwei oder drei Schritte nach dem Eingang der kleinen Laube, drehete sich aber rasch wieder herum.

„Ich kenne", sagte er „Sie zu gut, als daß ich fürchtete, von Ihnen verrathen zu werden. Ich will Ihnen daher ohne weitere Umstände sagen, wer ich bin."

Mit diesen Worten nahm er wieder an Helenens Seite Platz.

„Ich bin ein Glücksritter", fuhr er dann fort.

„In Neapel geboren, ward ich durch den Zufall bewogen, vor etwa zwanzig Jahren in französische Dienste zu treten. Obschon daher bereits verhältnismäßig alt, bekleide ich doch noch eine ziemlich niedrige Charge."

„Sind Sie vielleicht Lieutenant Antonio?" fragte Helene, welche sich entsann, den grauköpfigen Lieutenant auf einem Balle gesehen zu haben.

„Ja, Mademoiselle", entgegnete er. „Vor nur erst zwei Jahren ward ich zum Offizier befördert. Ich zählte neununddreißig Jahre, als ich meine ersten Epauletten erhielt. Sie müssen wissen, daß es unter den Männern, welche jetzt meine Kameraden sind und die vor noch kurzer Zeit meine Vorgesetzten waren, zwei gibt, welchen die ganze Bitterkeit und die ganze Zuneigung gehört, deren mein Herz fähig ist."

Helene sah den Mann neugierig und fragend an.

Er hatte seine Kapuze zurückgeworfen und seine schwarzen Augen glichen zwei glühenden Kohlen.

„Ich bin am Fuße des Vesuv geboren", fuhr er fort. „Ich bin ein warmer Freund oder ein bitterer Feind. Es gibt einen jungen Mann, der mich einmal, noch ehe ich Offizier war, demüthigte, mir verächtlich begegnete und mich in unverdiente Strafe brachte. Ich hatte schon graues Haar und er war noch ein purer Knabe von kaum zwanzig Jahren. Ich schwur im Stillen, ihn umzubringen, sobald ich seines Gleichen sein würde."

„Und wer ist das?" fragte Helene in kaltem Tone.

„Ihr Cousin, der Lieutenant Charles Hubert."

„Ach!"

„Ein Anderer war dagegen die personificirte Güte und Freundlichkeit gegen mich und lieh mir hülfreiche Hand, obschon nur Wenige mir geneigt sind, denn ich bin von düsterem, dabei leicht aufbrausendem Temperament. Er war es, der mir eines Abends mit seiner Börse beistand, als ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen wollte, weil ich im Spiel eine bedeutende Summe verloren hatte, die ich nicht bezahlen konnte. Dieser mein Wohlthäter ist, wie Sie ohne Zweifel schon errathen haben, der Graf Roland von Morangis.

Lieutenant Antonio erhob sich zum zweiten Male und sagte:

„Leben Sie wohl, Mademoiselle. Bis jetzt hat Graf Rolands Freundschaft Ihren Cousin vor meiner Rache geschützt, heute Abend aber sah ich zwei große Thränen in den Augen des jungen Grafen. Er kam, um uns Lebewohl zu sagen, denn er steht im Begriff, nach Paris abzureisen, wo er vierzehn Tage zuzubringen gedenkt. Er versprach Charles, zur Hochzeit wieder da zu sein. Ich weiß aber, daß er nie wieder kommen wird. Sofort nach seiner Ankunft in Paris wird er seinen Abschied nehmen, dafern nicht der Zufall, dessen Repräsentant ich in diesem Falle bin, zu seinen Gunsten thätig ist. Leben Sie wohl."

Mit diesen Worten verließ Lieutenant Antonio die Laube.

Ohne sich auch nur noch einmal umzusehen, ging er straks auf den hohen Baum, der nahe an der Mauer

stand, zu, erkletterte den knotigen Stamm, setzte sich rittlings auf einen der Aeste und schwang sich dann in die nach der Promenade führende, schmale Gasse hinab.

Helene war damals kaum zwanzig Jahr alt. Obschon außerordentlich egoistisch und herzlos, besaß sie doch noch einige von den frischen Impulsen der Jugend und diese konnten nicht umhin, gegen die schlimmen Triebe zu kämpfen.

Als daher der Lieutenant fort und Helene des bestrickenden Einflusses, den er auf sie ausübte, überhoben war, erwachten in ihr wieder Stolz und Entrüstung.

„Dieser Mensch ist ein rachsüchtiger Unhold", dachte sie „und er will mich zu seiner Mitschuldigen machen. Er will Charles umbringen! Wofür hält er mich?"

Einen Augenblick lang fühlte Helene von Coursière sich geneigt, hinaufzueilen, ihren Vater zu wecken und ihm ihre ganze Unterredung mit dem Lieutenant Antonio zu erzählen.

Ganz gewiß stand der alte Capitain sofort auf und ging zu dem Grafen von Morangis, um ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten und Antonio's Verhaftung zu veranlassen.

Bei weiterem Nachdenken über diesen so hastig entworfenen Plan fand Helene jedoch, daß derselbe nicht wohl ausführbar war.

Wenn sie die ganze, stattgehabte Unterredung mit-

theilte, so mußte sie nothwendig auch gestehen, daß sie Charles Hubert nicht liebte.

Sie gedachte nun, geräuschlos aus dem Hause zu schlüpfen und, in einen Mantel gehüllt, allein nach Graf Roland's Wohnung zu gehen, welche, da sie sich an der Ecke der Rue du Pont und der Place des Fontaines befand, von dem Haus des Capitains nicht weit entfernt war.

Um Mitternacht war es in den Straßen wie ausgestorben. Es war deshalb nicht wahrscheinlich, daß sie Jemandem begegnen würde, und was den Grafen betraf, so wußte sie, daß er ein Mann von der strengsten Ehre war.

Nach reiflicher Ueberlegung verwarf Helene jedoch auch diesen zweiten Plan. Sie meinte, eine junge Dame von guter Familie dürfe sich nicht wohl erlauben, einen solchen Schritt zu thun.

Der einzige Ausweg, der noch übrig blieb, war, an den Grafen zu schreiben und ihm den Brief durch Marianne, ihre Köchin, zuzusenden.

Marianne war aber schon zu Bett und Helene wollte sie nicht gern wecken.

Abgesehen hievon war Marianne auch alt, die Nacht war regnerisch und kalt und das arme, alte Wesen konnte sich heftig erkälten, ja vielleicht eine Lungenentzündung davontragen.

Das Ende von Allem war daher, daß Helene von Coursière den Garten verließ und ruhig die Treppe hinauf zu Bett ging

Sie beschwichtigte ihr Gewissen mit dem Gedanken,

daß ihr Verlobter Charles Hubert in einem Zweikampfe ja eben so leicht Antonio als dieser ihn tödten könnte.

Ehe eine Stunde verging, lag daher Helene in festem Schlafe und träumte, sie sei Gräfin.

Hier machte der rothe Doctor in seiner Erzählung eine Pause und sah die Gräfin von Morangis an, welche leichenblaß dasaß, obschon ihre Augen Feuer sprühten.

„Nun, Madame", fragte der Brasilianer, „was denken Sie von dieser Geschichte?"

„Gar nichts", sagte sie.

„Warum gar nichts?"

„Weil sie noch nicht beendet ist", sagte die Gräfin mit wundervoller Gelassenheit.

„Ich stehe aber im Begriff, weiter zu erzählen, wenn Sie es mir erlauben, Madame."

„Thun Sie das", sagte die Gräfin, indem sie sich erhob, um zum Fenster hinauszusehen.

Als sie fand, daß es immer noch sehr stark regnete, kehrte sie auf ihren Sitz dem Doctor gegenüber zurück, den sie mit sarkastischer Dreistigkeit betrachtete, indem sie hinzusetzte:

„Also Ihre Geschichte hat ein Ende, Doctor, wie?"

„Ja Madame."

„Nun so lassen Sie hören", sagte die Gräfin, indem sie sich langsam in ihrem Stuhle zurücklehnte, als ob sie im Begriff stünde, sich eine nicht blos sehr interessante, sondern auch sehr angenehme Geschichte erzählen zu lassen.

„In der That, Sie sind sehr schön, Madame," sagte der Doctor, indem er sie mit bewunderndem Blick betrachtete. „Der Graf von Morangis ist ein glücklicher Mann."

„Das glaube ich auch," antwortete sie in ihrem spöttischen, kalten Tone. „Doch fahren Sie fort."

„Sie sollen nun hören, was in jener denkwürdigen Nacht stattfand, wo Fräulein Helene von Coursière so fest schlief und träumte, sie wäre eine Gräfin."

— „Das ist Alles höchst sonderbar und seltsam," murmelte der junge Paul von Morangis bei sich selbst, als er in der Lectüre des Manuscripts so weit gekommen war.

Er zündete sich eine frische Cigarre an und las dann weiter.

Achtes Capitel.

Ein Mord der Thatsache, obschon nicht dem Gesetze nach.

Der Doctor erzählte weiter.

Als Charles Hubert und sein Freund, der Graf von Morangis, gegen zehn Uhr — was in der Provinz wenigstens eben so spät ist wie in Paris Mitternacht — das Haus des Capitains verließen, begaben sie sich nach einem Café, wo vorzugsweise Offiziere zu verkehren pflegten.

Der Graf verhielt sich unterwegs sehr schweigsam,

Charles dagegen war freudig aufgeregt und gewahrte nicht, daß er, anstatt eine Conversation zu führen, einen Monolog hielt.

Als sie das Café erreichten, sagte der Graf:

„Gehe Du immer hinein; ich werde in einer Weile nachkommen. Ich muß erst einmal nach Hause gehen, denn ich erwarte Briefe.“

Während der junge Graf sich entfernte, trat Charles in das Gastzimmer, wo fast das ganze Offiziercorps beisammen war.

Einige spielten Karte, andere rauchten und alle sprachen ziemlich geräuschvoll durch einander.

Antonio spielte Billard und stand mit dem Rücken nach dem Tische gekehrt, auf welchen Charles jetzt zuging.

„Guten Abend, Hubert,“ sagten mehrere Stimmen.

„Guten Abend, meine Herren,“ antwortete er.

„Es war vor einiger Zeit Jemand hier und suchte Sie,“ sagte Einer.

„Ich weiß es.“

„Es war der Diener Ihres Onkels und er sagte, „derselbe wünsche Sie so bald als möglich zu sprechen.“

„Ja, ich bin bei ihm gewesen. Er hatte mir eine gute Neuigkeit mitzutheilen, von welcher ich auch Sie, meine Herren, sofort in Kenntnis setzen muß,“ sagte der junge Offizier mit überwallender Mittheilsamkeit.

„Ich glaube, ich errathe, was es ist,“ sagte ein blutjunger Fähnrich.

„Nun so lassen Sie hören,“ entgegnete Charles lächelnd.

„Sie stehen im Begriff, Ihre Cousine zu heirathen.“

„Nun das könnte allerdings —“

„Nein, das kann es nicht sein,“ mischte ein anderer Offizier sich ein. „Ich weiß ganz bestimmt, daß der Vater der jungen Dame fest darauf besteht, unsern Freund Charles erst als Capitain zu sehen, ehe er ihm die Hand seiner Tochter schenkt.“

„Sehr richtig; wie ich aber soeben erfahren, bin ich wirklich zum Capitain befördert worden,“ antwortete Charles.

Bei diesen Worten stutzte Lieutenant Antonio, der bis jetzt auf weiter nichts als sein Billardspiel zu achten geschienen, und drehte sich plötzlich herum.

„Ja, meine Herren,“ fuhr Charles Hubert fort. „In Gemäßheit eines Briefes, welchen mein Onkel soeben empfangen, werden wir binnen drei Tagen mein Avancement im Moniteur lesen.“

„Bravo,“ riefen mehrere Stimmen.

In diesem Augenblick trat der Graf von Morangis ein.

„Da kommt noch Jemand, der sich sehr freuen wird, diese Neuigkeit zu hören!“ rief der blutjunge Fähnrich.

„Ich habe die Neuigkeit schon vernommen und freue mich in der That sehr darüber,“ sagte der Graf.

Antonio drehte sich als er die Stimme des Grafen hörte, eben so herum, wie er gethan, als Charles Hubert seine Beförderung zum Capitain verkündete.

Er sah, daß der Graf sehr bleich war, und errieth wie die Sachen standen.

„Ja, lieben Freunde," sagte Charles Hubert, „es ist nicht blos mein Avancement an und für sich, was mich mit solcher Freude erfüllt, sondern ich freue mich auch, weil es das Mittel ist, meine innigsten Wünsche ihrer Verwirklichung entgegenzuführen."

„Jedenfalls wirst Du wohl noch vor Ablauf eines Monats Deine Vermälung feiern," sagte der Graf ruhig.

„Ich hoffe es," entgegnete Charles.

Weder er noch irgend ein anderer der anwesenden Offiziere außer Antonio hatte aus der Stimme des Grafen geschlossen, wie tief und furchtbar seine Aufregung war.

„Während Du im Begriff stehst, zu heirathen," hob der Graf zu Charles gewendet wieder an, stehe ich im Begriff auf Reisen zu gehen."

„Wie so?" rief Charles, dessen Frage von mehreren seiner Kameraden wiederholt ward.

„Ich müßt wissen, lieben Freunde," sagte der Graf, „daß ich soeben Briefe aus Madrid und Barcelona erhalten habe."

„Und wer um aller Welt willen schreibt Dir aus Spanien?" fragte Charles Hubert.

„Ein Notar, der mir Nachricht von dem Tod eines weitläufigen Verwandten meiner — meiner Mutter gibt, eines Verwandten, den ich niemals gesehen und den ich kaum einige Male nennen gehört, der mich aber nichtsdestoweniger zu seinem Erben eingesetzt hat."

„In der That," sagte ein Fähnrich, der auf der Welt nichts besaß als seine armselige Gage, „es ist ein

sehr wahres Sprichwort, welches sagt, daß alles Wasser dem Meere zuläuft."

„Somit, meine Herren, werde ich morgen Früh abreisen."

„Schon so bald?"

„Ja. Der Oberst, welcher in demselben Hause wohnt wie ich und dem ich eben jetzt, als ich dasselbe verließ, begegnete, bewilligte mir auf meine Bitte eine Woche Urlaub. Ich werde demgemäß nach Paris reisen und mir hier bei dem Kriegsminister einen fernerweiten Urlaub auf einige Monate verschaffen."

Charles Hubert schien durch diese Worte höchst betroffen gemacht zu werden.

„Aber," wendete er ein, „Du kannst doch nicht ein paar Monate gebrauchen, um nach Spanien und wieder zurück zu reisen?"

„Wahrscheinlich nicht," entgegnete der Graf, „und ich werde auch alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten, um bis zu Deiner Hochzeit wieder zurück zu sein."

Dann wendete er sich zu den Andern und setzte hinzu.

„Sie wissen meine Herren, daß die Personenpost nach Paris um vier Uhr Morgens abgeht und da jetzt elf Uhr vorbei ist, so werde ich gar nicht zu Bett gehen. Wer will mir Gesellschaft leisten und mit mir auf meinem Zimmer ein Glas Punsch trinken und eine Cigarre rauchen, während mein Diener meine Koffer packt?"

„Wir Alle, versteht sich!" riefen vier oder fünf Stimmen.

„Mit Ausnahme Ihres gehorsamen Dieners,“ sagte Antonio, indem er sich dem Grafen näherte.

„Warum wollen Sie nicht auch mitkommen, lieber Freund?“

„Weil ich fürchterliches Kopfweh habe und versuchen möchten, ob ich einige Stunden schlafen kann. Verlassen Sie sich aber darauf, lieber Graf, daß ich um vier Uhr am Postbureau sein werde, um Ihnen vor Ihrer Abreise Lebewohl zu sagen.“

„Gut, sei es so,“ sagte der Graf.

Antonio verließ das Café und Jeder glaubte, er ginge zu Bett.

Die meisten andern Offiziere begleiteten den Grafen nach seiner Wohnung.

Er hatte die zweite Etage eines schönen, alten Hauses gemiethet, dessen erste Etage von dem Oberst bewohnt war. Er hatte die Zimmer geschmackvoll decoriren und elegant meubliren lassen und machte es sich oft zum Vergnügen, hier seine Cameraden zu bewirthen.

Die jungen Männer traten in ein Rauchzimmer, wo sie sich um einen Tisch setzten, auf welchem ein improvisirtes Souper aufgetragen war, während ihr Wirth in der allgemein geräuschvollen Heiterkeit den wirklichen Grund, der ihn nach Spanien trieb, vergessen zu wollen schien.

Kurz vor vier Uhr warf er sich in einen weiten, bequemen Reiserock und begab sich, von seinen sämmtlichen Kameraden begleitet, nach dem Personenpostbureau.

Lieutenant Antonio wartete hier bereits.

Nachdem der Graf Charles Hubert umarmt und allen Uebrigen die Hand gedrückt, stieg er in das Coupè des Wagens, welches er für sich und seinen Diener ausschließlich belegt, und nachdem er sich in eine Ecke verschanzt, zog er seine Feldmütze tief über die Augen herein.

Als das schwere Fuhrwerk sich in Bewegung setzte, und durch die stillen Gassen der Stadt hindurchpolterte, konnte der junge Mann seine Thränen nicht länger zurückhalten.

„O wie liebe ich sie!“ dachte er, „und nun soll ich sie nie wiedersehen!“

Er hatte nämlich fest beschlossen, weder jemals nach Auxerre zurückzukehren, noch Helene wiederzusehen, sondern vielmehr seinen Abschied von der Armee zu nehmen und auf Reisen in fernen Ländern seinen Liebesgram zu vergessen zu suchen.

Die spanische Erbschaft war weiter nichts als ein Mährchen, welches er ersonnen, um einen Vorwand für seine plötzliche Abreise zu haben.

Als der Postwagen um die Ecke der Straße verschwunden war, sagten die Officiere einander gute Nacht und wollten nach ihren Wohnungen zurückkehren, als Antonio sagte:

„Entschuldigen Sie, meine Herren, wenn ich Sie noch einen Augenblick aufhalte. Ich möchte mir Ihren guten Rath erbitten.“

„In welcher Angelegenheit?“ fragte Einer.

„Nicht wahr, ein Lieutenant kann unseren Gesetzen zufolge keinen Capitain zum Zweikampf fordern?"

„Nein, das kann er nicht."

„Ausgenommen wenn der Capitain sich dazu versteht, die Herausforderung anzunehmen," bemerkte ein anderer Officier.

„Wenn der Capitain sich nun aber weigert?"

„Dann," sagte Charles Hubert, „muß der Officier, der sich beleidigt glaubt, den Abschied nehmen und in den Civilstand treten. Der höhere Officier hat dann keinen Vorwand mehr, das Duell abzulehnen."

„Gesetzt aber," fuhr Antonio fort, „ich hätte einen Zwist mit dem Lieutenant Charles Hubert — wohl gemerkt, ich setze den Fall blos voraus —"

„Versteht sich," sagte Charles.

„Hubert ist Lieutenant wie ich, und deshalb müßte er sich mit mir schlagen. Nun aber wissen wir in diesem Augenblicke schon, daß seine Beförderung zum Capitain ausgemachte Thatsache ist."

„O nein," sagte Charles lachend, „das ist sie erst dann, wenn die betreffende Nummer des Moniteur erschienen ist."

„Dann sind Sie also jetzt noch Lieutenant?"

„Ja wohl, versteht sich."

„Und Sie müßten sich mit mir schlagen?"

„Allerdings. Aber was zum Teufel sollen alle diese Fragen?"

Antonio war bis jetzt ruhig und anscheinend gleichgültig gewesen; auch hatte er nicht ein einziges Mal die mindeste Aufregung verrathen.

Plötzlich ging in seinem Wesen eine gewaltige Veränderung vor.

„Ich frage," rief er, „weil ich geschworen habe, tödtliche Rache an Ihnen zu nehmen, und wenn ich dieselbe nicht schon längst zu befriedigen gesucht habe, so ist der Grund davon der gewesen, weil Graf Morangis Freundschaft zwischen uns stand. Nun aber wo er fort ist, — sehen Sie sich vor!"

Und ehe die Umstehenden auch nur daran denken konnten, sich einzumischen, hob Antonio die Hand empor und versetzte Charles Hubert einen Schlag in's Gesicht.

Der junge Officier stieß einen Ruf der Wuth und Entrüstung aus, indem er zurücktrat und den Griff seines Degens faßte.

„So ist's recht — das ist es eben, was ich wollte," sagte Antonio. „Lassen Sie uns sogleich nach dem Ufer des Flusses gehen; dort, nicht weit vom Haus des Präfecten, ist ein sehr schöner Platz zu einem Zweikampf. Secundanten haben wir mehr als wir brauchen."

Nachdem Charles Hubert einen Schlag in's Gesicht erhalten, war die Abwendung eines blutigen Ausgangs dieses Zwistes natürlich rein unmöglich.

Die Cameraden des Beschimpften, welche ihn fast alle weit lieber hatten als Antonio, dessen ungesellige Gemüthsart eine nur abstoßende Wirkung äußerte, folgten ihm in der Hoffnung, daß der Beleidiger für seinen frechen Angriff gezüchtigt werden würde.

Man ging hinunter an das Ufer der Yonne und machte auf dem von Antonio vorgeschlagenen Platze Halt.

Der Tag dämmerte eben, als die beiden Gegner ihre Capotröcke abwarfen und die Degen zogen.

Antonio war früher Regimentsfechtmeister gewesen und führte den Degen mit unübertrefflicher Sicherheit und Gewandtheit.

Charles war kein sonderlicher Fechter und hatte übrigens in Folge des ihm so unerwartet widerfahrenen Schimpfes einen Theil seiner sonstigen Fassung und Kaltblütigkeit verloren.

Das Duell war von kurzer Dauer.

Beim dritten Gange ward Helenens unglücklicher Verlobter mitten durch die Brust gestoßen. Ein einziger Schrei entrang sich seinen Lippen, er ließ den Degen fallen und brach auf der Stelle zusammen.

„Dieß, Madame" sagte der Doctor lächelnd, „waren die Ereignisse der Nacht, in welcher Fräulein von Coursière so fest schlief. Wünschen Sie nun auch noch zu hören, wie sie Gräfin von Morangis ward?"

„Das ist nicht nöthig," sagte die Gräfin kurz indem sie sich erhob und setzte dann hinzu: „Das Unwetter scheint nun vorüber zu sein und ich glaube, wir können uns sofort auf den Rückweg machen.

„Ich stehe zu Befehl."

„Mein Gemahl wird heute Abend ankommen und ich sehne mich sehr, ihn zu sehen."

„Wirklich!" sagte der Doctor, indem ein sardonisches Lächeln seine Lippen umspielte.

Dann setzte er hinzu:

„Allerdings, Leute, die einander so zärtlich

lieben, müssen sich nothwendig freuen, einander wiederzusehen."

Mit diesen Worten erhob er sich und küßte der Gräfin die Hand.

„Leben Sie wohl, Madame", sagte er. „Wenn Ihr Gemahl heute Abend ankommt, so stehe ich meinerseits im Begriff, morgen abzureisen."

„Wirklich? Ergreifen Sie seinetwegen die Flucht?

„O nein, durchaus nicht."

„Und wohin werden Sie gehen?"

„Zunächst werde ich die Donauufer und dann die Küsten des schwarzen Meeres bereisen. Seien Sie jedoch unbesorgt, Madame; wir werden einander wiedersehen."

Die Gräfin brach in ein kurzes Gelächter aus.

„Glauben Sie, daß Sie mir dann ein zweites Capitel von dem zu erzählen haben werden, was Sie meine Biographie zu nennen beliebten?" fragte sie.

„Vielleicht."

„Ich bestreite, daß Sie dieß thun werden."

„Und mir dagegen", antwortete der Doctor lächelnd, „sagt eine geheime Ahnung, daß ich binnen Kurzem eine thätige Rolle in Ihrem Schicksal spielen werde. Leben Sie wohl, Madame, bis wir uns wiedersehen, und da Sie kein Pferd mehr haben, so bitte ich Sie, sich des meinigen zu bedienen."

Am nächstfolgenden Tage reiste der rothe Doctor ab, nachdem er der Gräfin von Morangis folgendes Billet geschrieben:

„Madame!“

„Ich werde nächsten Winter in Paris die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Sollten Sie zufällig meiner Dienste vor dieser Zeit bedürfen, so können Sie poste restante Wien oder Bukarest an mich schreiben. Ich küsse Ihnen beide Hände.

Samuel.“

„Unverschämter!“ murmelte die Gräfin.

Neuntes Capitel.

Ein herzloses Weib.

Es waren seit der Unterredung der Gräfin und des rothen Doctors auf Schloß Eberstein mehre Monate vergangen.

Die Gräfin hatte die Existenz jener seltsamen und furchtbaren Persönlichkeit beinahe vergessen, oder, wenn sie sich derselben überhaupt noch erinnerte, so geschah es blos, wie man sich eines wüsten, unheimlichen Traumes erinnert.

Sie hatte Baden-Baden verlassen und war nach Paris zurückgekehrt, wo sie wieder der Mittelpunkt eines bewundernden Cirkels war.

Der Graf hatte seine Carrière als Diplomat aufgegeben, eben so wie er früher dem Kriegerstand entsagt hatte.

Er bewohnte mit seiner Gattin ein reizendes, kleines Hotel in den Champs Elysées, wo sie oft eine auserwählte Gesellschaft um sich versammelten.

Eines Abends, gegen das Ende des Monats Januar, war die Gräfin, anstatt ihren Gemahl zu einer Gesellschaft beim spanischen Gesandten zu begleiten, wegen eines leichten Unwohlseins zu Hause geblieben.

Es hatte eben zehn Uhr geschlagen, als die Besuchklingel läutete.

Die Gräfin von Morangis zuckte zusammen und bange Ahnungen erwachten in ihr, gerade als ob sie sich, anstatt mitten in Paris, in einem alten Schlosse der Provinz befunden hätte.

„Wer kann das sein?" dachte sie.

Ein Diener trat ein und überreichte ihr eine Adreßkarte.

Die Gräfin ergriff dieselbe und ward bleich, indem sie las:

„Dr. Samuel."

„Werden Sie den Herrn empfangen, Madame?" fragte der Diener.

Die Gräfin war einige Augenblicke lang unschlüssig.

„Nein", sagte sie endlich.

Ehe der Diener aber noch die Thür erreichen konnte, rief sie ihm nach:

„Laß ihn ein!"

Entweder hatte die Gräfin sich anders besonnen, oder sie gab unwillkürlich dem seltsamen Uebergewicht nach, welches der rothe Doctor über sie erlangt hatte.

Während des kurzen Zwischenraumes, welcher verstrich, ehe ihr Befehl befolgt werden konnte, war sie die Beute eines unaussprechlichen Grades von Aufregung.

Dieser Mann kannte alle Geheimnisse ihres Lebens und konnte sogar, wenn es ihm beliebte, ihr Schicksal seinen eigenen Zwecken entsprechend lenken.

Nichtsdestoweniger war ihre Angst von nur kurzer Dauer und sie besaß hinreichende Herrschaft über sich selbst, um eine ruhige Miene und einen eisig kalten Blick anzunehmen.

Als der Doctor eintrat, trugen ihre Lippen ein sarkastisches Lächeln und sie streckte ihm auf ironische Weise die Hand entgegen, indem sie sagte:

„Guten Abend, Doctor."

Der seltsame Mann küßte die ihm auf diese Weise dargebotene Hand, indem er sagte:

„Ich bitte um Entschuldigung Frau Gräfin, daß ich zu einer so unzeitigen Stunde komme."

„Da Sie einmal nichts thun wie andere Leute", sagte die Gräfin lächelnd, „so brauche ich mich über Ihren Besuch nicht zu wundern."

„Sehr wahr", sagte der Doctor, indem er auf dem Stuhle Platz nahm, welcher ihm angedeutet ward.

„Wo kommen Sie her, Doctor?" fragte die Gräfin.

„Von Constantinopel, Madame."

„Und wohin werden Sie gehen?" fuhr die Gräfin in ihrem ironischen Tone fort. „Sie kommen mir gewissermaßen vor wie der ewige Jude; Sie reisen fortwährend, um Ihren Ruf als excentrische Persönlichkeit aufrecht zu erhalten."

„Ich bin", fuhr der Doctor fort, „heute Morgen

hier angekommen und werde morgen Abend wieder abreisen."

„Wirklich! Und welches wird Ihr nächstes Reiseziel sein?"

„Ostindien. Ich wünsche eine Pflanze zu studieren, welche, wie man sagt, höchst wunderbare medicinische Eigenschaften besitzt. Ich wohne in der Rue St. Honoré in dem Hotel Luxembourg. Wenn Sie mich vielleicht brauchen —"

„Welch eine Idee, Doctor!"

„Ich werde den ganzen Tag bis Abends acht Uhr zu Hause sein", setzte der Brasilianer mit einer Kaltblütigkeit hinzu, welche die Gräfin stutzig machte.

Nach einer kurzen Pause hob sie an:

„Ich will zugeben, Doctor, daß Sie ein außergewöhnlicher Mann sind —"

„Ich danke Ihnen, Madame."

„Als wir uns vor fünf oder sechs Monaten in Baden-Baden trafen, erzählten Sie mir eine Geschichte, die kein Mensch auf der ganzen Welt —"

Der Doctor machte eine Handbewegung, als ob er sagen wollte:

„Sprechen wir nicht weiter davon."

„Und ich", fuhr die Gräfin fort, „erklärte hierauf, Sie seien ein Zauberer."

„Der bin ich auch, Madame", entgegnete der Brasilianer kaltblütig. „Als ich in Amerika war, studirte ich die geheimnisvolle Wissenschaft der Mediums."

„So, so. Jetzt, Doctor, erkläre ich Ihnen, daß

ich nicht weiter etwas zu wissen suche, weder über die Vergangenheit noch über die Gegenwart oder Zukunft."

„Daran thun Sie vielleicht nicht Recht, Madame."

Die Gräfin zuckte die Achseln.

„Sie kennen mich", sagte sie. „Ich bin vollständig unempfindlich und herzlos. Eine Leiche diente mir als Stufe, um das Ziel meines Ehrgeizes zu erreichen. Jetzt ist mein Ehrgeiz befriedigt. Ich bin reich, von Freunden umringt und geliebt, obschon ich selbst Niemanden liebe. Deshalb wünsche ich nichts weiter."

„Und fürchten Sie auch nichts?"

„Nein, nichts."

Der Doctor erhob sich.

„Leben Sie wohl, Madame", sagte er. „Ich wiederhole blos, daß, wenn Sie meiner Dienste bedürfen sollten, ich bis morgen Abend zu Ihrer Verfügung sein werde."

„Leben Sie wohl, Doctor!" entgegnete die Gräfin in ihrem ironischen Tone. „Da sie im Begriff stehen, nach Indien zu segeln, so wünsche ich Ihnen glückliche Reise, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß wir einander so bald wiedersehen."

„Sie irren sich, Madame. Höchstwahrscheinlich werden Sie morgen nach mir schicken."

Mit diesen Worten verneigte sich der Doctor und entfernte sich.

Nicht so bald war er fort, so fühlte die über seine Dreistigkeit erstaunte Gräfin eine gewisse, unbestimmte Furcht in sich erwachen.

„Dieser Mann“, dachte sie, „kommt hierher wie ein Unheil verkündender Vogel. Und doch, was kann mir geschehen? Herzlose Menschen können niemals unglücklich gemacht werden. Wie kann ich mich nur solchen Befürchtungen hingeben! Dieser Mensch treibt blos seinen Spott mit mir.“

Und sie klingelte ihrer Zofe.

Als sie sich auf dem Wege aus ihrem Boudoir nach ihrem Schlafzimmer befand, hörte sie das Geräusch eines Wagens unten auf dem Hofe.

Es war der Graf, welcher heimkehrte.

Der Graf von Morangis war ein Mann zwischen achtundzwanzig und dreißig Jahren, sehr schön, eine feine aristokratische Erscheinung und einer jener glücklichen Menschen, deren Leben eine fortwährende Reihenfolge von Annehmlichkeiten zu sein scheint.

Seine Gattin betete er an. Er war unermeßlich reich und überdieß noch Erbe seines Onkels, des Marquis von Morangis, welcher Pair von Frankreich war.

Der Graf ließ seiner Gattin melden, daß er sie zu sprechen wünsche, und trat demgemäß bald darauf in ihr Schlafzimmer.

Er sah ein wenig bleich und nachdenklich aus, was bei ihm etwas sehr Ungewöhnliches war, denn sein Gesicht pflegte sich bei Helenens Anblick sonst allemal zu verklären.

Nachdem er sie auf die Stirn geküßt, sagte er:

„Liebe Helene, ich wünsche Dich auf einige Minuten allein zu sprechen.“

„Aber, Roland, wie geheimnisvoll Du aussiehst!" sagte die Gräfin sehr überrascht.

Dann bedeutete sie ihre Zofe durch einen Wink, das Zimmer zu verlassen.

Der Graf von Morangis nahm am Camin Platz, ergriff die Hand seiner Gattin und sagte:

„Ich komme soeben aus dem spanischen Gesandtschaftshotel, liebe Helene. Weißt Du, was mich veranlaßt, so zeitig nach Hause zu kommen, und warum ich so verstimmt und, wie Du sagst, geheimnisvoll aussehe?"

„Mein Himmel!" rief die Gräfin, welche die Rolle einer liebenden und zärtlichen Gattin meisterhaft zu spielen verstand. „Ist etwas vorgefallen, mein guter Roland?"

„Ja," sagte er lächelnd. „Ich fühle einen gewissen Grad von Reue.

„Von Reue!" wiederholte Helene. „Welch' furchtbares Verbrechen hast Du denn begangen, mein lieber Roland?" setzte sie ebenfalls lächelnd hinzu.

„Ich habe mich einer unverantwortlichen Nachlässigkeit gegen Dich schuldig gemacht."

„Ich bitte Dich inständig, Dich deutlicher zu erklären, lieber Roland."

„Nun, wie ich schon gesagt habe; ich komme soeben aus dem spanischen Gesandtschaftshotel, wo sich das Gespräch des Abends um den plötzlichen Tod des Don José de Herrera drehte."

„Wie!" rief die Gräfin, „meinst Du den reichen

spanischen Banquier, den wir mit seiner jungen Gemalin vorigen Winter mehrmals zur Tafel luden?“

„Ganz derselbe. Er ward vor fünf Tagen in Segovia durch einen carlistischen Offizier im Zweikampf getödtet.“

„Der arme Mann!“

„Und dennoch,“ hob der Graf wieder an, „war Don José jung, schön, reich, von edler Familie und allgemein beliebt. Er glaubte, er habe ein langes Leben vor sich und er bauete Hoffnungen auf die Zukunft.“

„Welch ein entsetzliches Unglück!“ rief die Gräfin, der es höchst gleichgültig war, ob Don José lebte oder nicht. „Und was ist aus seiner Gattin geworden?“

„Ach, das ist ja eben das Allerschlimmste,“ antwortete der Graf. „Du weißt, daß Donna Luisa durchaus kein Vermögen hat. Ihr Gatte hatte sie aus Liebe geheirathet und nun ist er ohne Testament gestorben, so daß die arme, junge Witwe völlig mittellos dasteht.“

Diese letzten Worte interessirten die Gräfin weit mehr, als die Nachricht von Don José's Tode.

Sie sagte jedoch nichts.

„Verstehst Du nun, liebe Helene, welcher Art die Reue ist, die ich fühle?“ hob der Graf von Morangis wieder an.

„Wahrscheinlich,“ entgegnete die Gräfin mit strahlendem Lächeln, „wahrscheinlich hältst Du es mit einem Male für Deine Pflicht, noch heute Abend Dein Testament zu machen.“

„So ist es,“ entgegnete der Graf; „denn gesetzt, ich stürbe eben so plötzlich wie Don José —“

„Ach rede doch nicht so!“ rief Helene, indem sie aufsprang und ihre Arme um den Hals ihres Gatten schlang.

„Mein liebes Kind,“ fuhr er fort, „ich habe blos ganz weitläufige Verwandte, von welchen keiner meinen Namen trägt. Ich will daher, daß mein ganzes Vermögen nach meinem Tode Dir zufalle.“

„O Roland, Roland!“ rief die Gräfin, indem sie immer noch die Rolle der zärtlichen Gattin spielte, „weißt Du nicht, daß wenn Du stürbest, ich auch sterben müßte?“

„Ach, schwatze doch nicht!“ rief der Graf, indem er sie an sein Herz drückte und mit fieberhafter Leidenschaft küßte.

Dann riß er sich los, sagte blos noch „Gute Nacht,“ und eilte rasch aus dem Zimmer, um seine aufgeregten Gefühle zu verbergen.

Die Gräfin blieb eine Weile regungslos und gedankenvoll stehen und lehnte den Kopf an den Caminsims.

„Er hat sich verrathen,“ dachte sie. „Ich bin überzeugt, daß er sich morgen schlagen will. Weshalb aber und mit wem, das kann ich nicht errathen.“

Sie trat an das Fenster und hob behutsam die Gardine.

Die Gemächer des Grafen befanden sich an der entgegengesetzten Ecke des Gebäudes, so daß die Gräfin seine Fenster bequem von den ihrigen aus sehen konnte.

Vorsichtig lugte sie hinter der Gardine hervor

und da eines seiner Fenster halb offen stand, so konnte sie Alles sehen, was in dem Zimmer vorging.

Nachdem der Graf sich eingeschlossen, setzte er sich an einen Tisch, auf welchem Schreibmaterialien standen, und begann auf einem großen Bogen Papier zu schreiben.

Diesen brach er dann vierfach zusammen und steckte ihn in ein Couvert, welches er mit einem schwarzen Siegel fünfmal verschloß. Dann schrieb er die Adresse auf das Couvert.

„Mein lieber Roland beweist, daß er ein practischer Mann ist," sagte die Gräfin bei sich selbst. „Er hat mich soeben zu seiner Universalerbin eingesetzt. Kurze, bündige Testamente sind die besten."

Der Graf lehnte das Couvert an die auf dem Caminsims stehende Uhr, so daß es jedem Eintretenden sofort in die Augen fallen mußte.

Dann öffnete er ein Wandschränkchen, nahm ein länglich viereckiges Kästchen heraus und aus diesem ein Paar Pistolen, welche er genau zu untersuchen begann, um zu sehen, ob sie vollkommen in Ordnung wären.

„Wie es scheint," dachte die Gräfin, „hat er seinem Gegner die Wahl der Waffen zugestanden und derselbe hat sich für Pistolen entschieden. Das ist ein Glück für ihn, denn mit dem Degen würde er Roland gegenüber, der ein Fechter ersten Ranges ist, schlecht wegkommen."

Sobald der Graf sich überzeugt hatte, daß seine Pistolen in tadellosem Zustande waren, ergriff er das Porträt seiner Gattin, welches über seinem Bette hing, heftete seinen Blick mit zärtlichem Ausdruck darauf und preßte es wiederholt an seine Lippen.

Dann trat er an das Fenster und schaute in der Richtung der Zimmer seiner Gemalin heraus.

Diese hatte mittlerweile klüglich das Licht der Lampe möglichst gedämpft und die Gardinen, hinter welchen sie stand, waren zu dick, als daß Helenens Schatten darauf hätte gesehen werden können.

Roland von Morangis blieb einige Minuten lang baarhäuptig und der kalten Nachtluft ausgesetzt stehen.

Er heftete seine Augen auf den Ort, wo, wie er wußte, seine theure Helene weilte.

Dann riß er sich plötzlich los und schloß das Fenster.

Kurz darauf hatte er, wie die Gräfin vermuthete, sein Licht ausgelöscht und war zu Bett gegangen, denn sie konnte durch die Vorhänge seines Fensters hindurch weiter nichts mehr gewahren, als den flackernden Schein des Caminfeuers.

Sie kleidete sich nun ihrerseits aus, legte sich zu Bette und sank bald in einen ruhigen, friedlichen Schlummer, während dessen sie träumte, daß die Stellung einer Witwe mit einem Einkommen von dreihunderttausend Francs keine ganz üble sei.

Als Paul von Morangis in seiner Lectüre so weit gekommen war, machte er eine kleine Pause und dachte bei sich selbst:

„Wenn diese Geschichte wahr ist, so sehe ich nun ein, warum ich herzlos bin. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme und ich bin der richtige Sohn meiner Mutter. Sehen wir nun, was weiter geschah.“

Zehntes Capitel.

Im Sterbezimmer.

Nachdem die Gräfin von Morangis mehrere Stunden lang sehr gut geschlafen, träumte sie eben, daß die Witwenkleider ihr außerordentlich gut stünden und daß ihr Alabasterteint nur um so mehr dadurch hervorgehoben würde, als ein Sonnenstrahl sie weckte.

Nachdem sie sich im Bette herumgedreht und ihre schönen Arme gedehnt, entschloß sie sich, die Klingel zu ziehen.

„Mariette,“ sagte sie nachlässig zu ihrer Zofe, welche sich beeilte, diesem Rufe zu gehorchen, „welche Zeit ist es?“

„Acht Uhr, Madame.“

„Ist das Wetter schön?“

„Prachtvoll, Madame.“

„Wirklich?“

Die Zofe war augenscheinlich sehr aufgeregt.

„Was fehlt Dir, Mariette?“ fragte die Gebieterin in vollkommen unbefangenem Tone.

„Nichts, Madame.“

„Was meinst Du unter nichts?“ fragte die Gräfin wieder, indem sie einen forschenden Blick auf ihre Dienerin heftete.

Diese gerieth in noch größere Aufregung, indem sie sagte:

„Wußten Sie, Madame, daß der Herr Graf heute Morgen sehr zeitig ausfahren würde?“

„Wie?“ rief Helene indem sie sich im Bette aufsetzte und rasch ein Morgengewand überwarf.

„Ja, der Herr Graf ist schon ausgefahren,“ wiederholte die Zofe.

„Wahrscheinlich macht er eine Spazierfahrt,“ meinte die Gräfin.

„Ach nein, Madame.“

„Aber was sollte er sonst vorhaben?“

„Es war noch nicht Tag, als er fortfuhr.“

„Wie, ganz allein?“

„Nein, Madame; mit seinen Freunden, dem Marquis von Chantry und Herrn von Rainault.“

Die Gräfin stand auf, ging nach dem Fenster und schlug die Gardinen aus einander.

„Du bist von Sinnen,“ sagte sie; „wo sollte er hin sein?“

„Ach, Madame,“ stammelte die Zofe, „der Groom sagte soeben —“

„Was sagte er?“ fragte die Gräfin von Morangis, indem sie das Fenster öffnete.

„Er sagte, der Herr Graf habe sein Pistolenkästchen unter den Wagensitz geschoben und sei jedenfalls ausgefahren, um sich zu schlagen —“

Die Gräfin stieß einen Schrei, einen furchtbaren herzzerreißenden Schrei aus und blieb mehrere Minuten lang regungslos, sprachlos und fast ohne zu athmen stehen, während sie ihren starren Blick auf die Fenster des Zimmers ihres Gatten heftete.

Ihre Stirn war todtenbleich und kalter Schweiß perlte darauf.

Dennoch hatte Mariette ihr nichts gesagt, als was sie schon wußte.

Hatte sie nicht am Abend vorher ihren Gatten sein Testament schreiben und seine Pistolen untersuchen gesehen?

Warum stieß sie daher diesen Schrei aus? Und warum war sie auf einmal so entsetzt?

Natürlich könnte man vermuthen, der Schrecken der Gräfin sei blos eine gut gespielte Komödie gewesen.

Das war aber nicht der Fall.

Das Entsetzen war vielmehr ein vollkommen aufrichtiges, denn das scharfe Auge der Gräfin hatte durch das offenstehende Fenster des Zimmers ihres Gemahls sofort bemerkt, daß das Testament, welches der Graf am Abend vorher an die Uhr gelehnt, jetzt weg war.

Der Fußboden war mit Papieren besäet und dem noch brennenden Caminfeuer entstieg ein dichter Qualm.

Ohne Zweifel hatte der Graf seiner Gewohnheit gemäß, nachdem er aufgestanden, das Fenster geöffnet und beim Fortgehen unterlassen, es wieder zu schließen. Ein Windstoß hatte die Papiere auf den Fußboden herumgestreut und einige davon in das Feuer gefegt.

Die Gräfin war wie vom Donner gerührt.

Sie stieß einen abermaligen Schrei aus und schien plötzlich von der grimmigen Energie einer Löwin beseelt zu sein, welcher man ihre Jungen geraubt hat.

Fort eilte sie mit fliegendem Haar durch die Reihe von Zimmern, welche zwischen ihrem Zimmer und dem ihres Gatten lagen.

Als sie das letztere verschlossen fand, führte sie einen so kräftigen Stoß gegen die Thür, daß dieselbe aufsprang.

Die von dem Wind herumgejagten Papiere lagen theilweise auf dem Teppich und theils auf den Stühlen, während mehrere davon im Hintergrund des Camins langsam verkohlten.

Die Gräfin stürzte auf den Kamin zu, fuhr mit ihrer zarten, weißen Hand in die heiße Asche hinein, und ergriff ein etwas umfangreiches Papier, welches sie den Flammen entriß.

Wieder stieß sie einen Schrei aus, der ihr durch physischen Schmerz ausgepreßt ward, denn sie hatte sich schwer an der Hand verbrannt.

Nichtsdestoweniger bemühte sie sich, die Flammen mit ihren Fingern zu löschen, während das Wachs der fünf Siegel, womit der Graf das Couvert, welches sein Testament enthielt, verschlossen, rasch hinwegschmolz.

Der Schmerz war so heftig, daß sie das mehr als zur Hälfte verbrannte Testament mehrmals auf den Boden fallen ließ. Dennoch hob sie es jedes Mal wieder auf und endlich gelang es ihr, die Flammen zu löschen.

Dann schlug sie den noch vorhandenen Ueberrest des Bogens aus einander, der für sie dreihunderttausend Francs jährlich werth war.

Das Feuer hatte ihn großentheils verzehrt und das noch Vorhandene war vom Rauche geschwärzt.

Nur wenige Worte waren verschont geblieben, wo-

von die: „Mein letzter Wille und Testament" die ersichtlichsten waren.

Die letzten und wichtigsten Zeilen aber, welche den Namen der Erbin, das Datum und die Unterschrift des Erblassers enthielten, waren von den gierigen Flammen verzehrt.

„O!" murmelte Helene, indem sie auf die Knie niedersank, „ich bin verloren — vollständig verloren."

Plötzlich sprang sie, wie von unsichtbarer Federkraft geschnellt, wieder auf ihre Füße empor.

Ein Wagen rollte in den Hof herein.

„Vielleicht lebt er noch!" rief sie.

Und diese selbe Frau, für welche der Tod ihres Gatten nur wenige Minuten vorher etwas ganz Gleichgültiges gewesen und die sogar mit Wohlgefallen daran gedacht, Witwe zu werden, flog jetzt mit hochklopfendem Herzen die Treppe hinab, beseelt von der fieberhaften Hoffnung, daß der Graf noch lebe und unversehrt sei.

Am Fuße der Treppe aber blieb sie starr vor Entsetzen stehen.

Zwei Männer standen mit Thränen in den Augen an dem geöffneten Wagenschlage und die Gräfin sah ihren Gemahl mit einem Gesichte, welchem der Tod bereits sein Siegel aufgedrückt, auf dem Sitzkissen liegen.

Er war von einer Kugel mitten in die Brust getroffen und obschon er noch lebte, so sprach er doch kein Wort, sondern bewegte blos die Augen mit halb bewußtlosem Blick hin und her.

Die Gräfin rang verzweiflungsvoll die Hände, denn

der Wundarzt hatte erklärt, daß der Graf von Morangis unrettbar verloren sei.

Plötzlich besann sich Helene auf den rothen Doctor.

„Dieser Mann bewirkt so wunderbare Curen, daß er vielleicht auch Roland noch rettet," sagte sie bei sich selbst.

Sie gab sogleich Befehl, daß ohne einen Augenblick Verzug ein Bote nach der Rue St. Honoré geschickt werde.

Ein Diener sprang in den Wagen, welcher den Grafen nach Hause gebracht hatte, und machte sich sofort auf den Weg.

Es verging eine halbe Stunde, welche der Gräfin eine Ewigkeit zu sein schien.

Der Arzt hatte ihr mitgetheilt, daß der Graf tödtlich verwundet sei und nur noch wenige Stunden zu leben habe.

Dennoch, und während dieses Todesurtheil ihr noch in den Ohren hallte, fuhr sie fort, nach dem Hintergrunde des Camins zu stieren, wo die Asche des Testaments lag, welches ihr Gatte am Abend vorher aufgesetzt.

Endlich kam der rothe Doctor.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus, während sie ihm entgegenflog.

Er war sehr ernst, auch zeigte er nicht sein gewöhnliches, dämonisches Lächeln, obschon in seinem Ton immer noch etwas Ironisches lag.

„Sie sehen, Madame," sagte er, „daß ich mich

nicht irrte, als ich Ihnen gestern Abend sagte, wir würden uns noch einmal sehen, ehe ich nach Ostindien abreiste."

„O retten Sie meinen Gatten, retten Sie ihn!" rief die Gräfin.

Der rothe Doctor flüsterte ihr in's Ohr:

„Ich wünsche mit Ihnen und dem Grafen allein zu sein."

Die Gräfin warf dem Arzt einen Blick zu und er verließ sofort das Zimmer.

Dann befahl sie den Dienern durch einen Wink, sich ebenfalls zu entfernen.

Nachdem der rothe Doctor die Wunde des Patienten untersucht, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Es ist aus mit ihm."

„O retten Sie ihn! Retten Sie ihn!" rief die Gräfin ganz außer sich.

„Dann lieben Sie ihn wohl?" fragte der Doctor mit einem Anflug von seinem sarkastischen Lächeln. „Oder halt! — er hat wohl kein Testament gemacht?"

Die Gräfin fühlte, wie sie unter dem forschenden Blick des seltsamen Mannes bald roth bald bleich ward.

Der Doctor ließ sich ruhig in einen Lehnstuhl nieder, während die Gräfin stehen blieb.

„O!" murmelte sie verzweiflungsvoll, „o wenn ich einen Sohn hätte!"

„Ah!" bemerkte der Doctor. „Ich verstehe — Sie würden seine Vormünderin sein."

Die Gräfin schlug die Augen nieder und schwieg.

Der rothe Doctor ließ ein kurzes, leises Gelächter hören.

„Ihr Gemahl ist noch nicht todt", sagte er, „er ist aber völlig bewußtlos und wir können so vertraulich sprechen, als wenn wir allein wären. Sie wissen, wir sind alte Freunde."

Die Gräfin betrachtete ihn mit mißtrauischem Blick.

„Ich frage Sie", hob der Doctor wieder an, „was würden Sie von einem Menschen denken, welcher mit allerlei vortrefflichen Eigenschaften begabt, welcher jung, schön und witzig wäre, hohen Rang und Reichthum besäße und dem es blos an einer Kleinigkeit, nämlich einem Herzen, fehlte?"

„Ich würde sagen, daß ein solcher Mensch überaus glücklich wäre", entgegnete die Gräfin in kaltem Tone. „Herzlose Menschen sind meistentheils glücklich."

„Ja, wenn sie das besitzen, was sie gern haben möchten", bemerkte der Doctor in seiner ironischen Weise. „Wohlan, Madame", setzte er, indem er der Gräfin die Hand küßte, hinzu, „wenn Sie einen Sohn hätten, so würde dieser gerade ein so glücklicher Mensch werden, wie ich soeben beschrieben habe."

* * * * * * * * *

Am nächstfolgenden Tage acht Uhr Morgens hauchte der Graf von Morangis seinen letzten Seufzer aus.

Seine zahlreichen Freunde, seine Dienerschaft und

überhaupt Alle, welche an seinem Sterbelager gestanden, gaben Zeugnis von dem tiefen Schmerz, der seine Gattin darniederbeugte.

Dennoch zeigte sich, daß ein einziger Hoffnungsstrahl die trauernde Witwe abhielt, ihrem Schmerze zu erliegen und ihrem Gatten in sein frühes Grab nachzufolgen, denn sie flüsterte ihren vertrautesten Feunden zu, daß sie Hoffnung habe, Mutter zu werden.

Am Abend des Tages, wo der Graf zur Erde bestattet worden, empfing seine Witwe einen Brief mit dem Poststempel Havre.

Dieser Brief lautete wie folgt:

„Geehrte Freundin!"

„Ganz Paris betrachtet Sie als die bekümmertste der Frauen. Sie werden sich einige Zeit von den Vergnügungen der Gesellschaft entfernt halten müssen und dann, wenn Sie die tiefste Trauer ablegen, werden Sie in ruhigerer Gemüthsstimmung wieder aus Ihrer Abgeschlossenheit heraustreten. Wenn Sie dann noch etwas später mit einem lieblichen, kleinen Säugling im Tuileriengarten spazieren gehen, so wird die Welt einstimmig erklären, daß die Gräfin von Morangis, nachdem sie eine musterhafte Gattin gewesen, nun auch eine musterhafte Mutter ist."

„Sie wissen, daß dieß unabänderlich die Art und Weise ist, auf welche man Geschichte schreibt."

„Bezweifeln Sie nicht, daß ich aus Gründen, welche Sie selbst am besten würdigen können, mich für Ihr Kind lebhaft interessiren werde. Ich werde mich oft nach ihm erkundigen! Seine erste Erziehung ist jedoch

natürlich Ihre Sache und Sie werden daher nicht eher von mir hören als bis nach dem 1. Januar 1857."

„Leben Sie wohl, Madame; auf Wiedersehen."

„Samuel",
„genannt der rothe Doctor."

Eilftes Capitel.

Ein unwillkommener Besuch.

Dieß war das Ende des Manuscripts, welches Paul von Morangis auf dem Caminsims seines Rauchzimmers fand.

Als er die letzte Seite gelesen, versank er auf einige Minuten in Gedanken.

Dann blies er eine gewaltsame Rauchwolke von sich und sagte:

„Das Einzige, was mich in dieser ganzen Geschichte ärgert, ist, daß ich der Sohn dieses rothen Doctors bin, den ich niemals gesehen habe und der wahrscheinlich ein alter Pedant ist, welcher —"

„Bravo!" rief eine Stimme hinter ihm.

Der junge Graf hatte, ohne es zu wissen, laut gedacht.

Paul von Morangis drehte sich herum und sah einen Fremden auf der Schwelle der halb geöffneten Thür stehen.

Das Haar des Unbekannten war ein wenig mit Grau gemischt, sein Schnurrbart aber war noch schwarz, während seine Gesichtsfarbe fast braun war.

Ein seltsamer Ausdruck lag in seinen Augen und ein sarkastisches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Wer sind Sie?" fragte Paul, indem er sich erhob.

„Ein Mann, den Sie soeben ein alten Pedanten nannten."

„Was! Der rothe Doctor?"

„So ist es. Guten Morgen, mein Sohn."

Paul betrachtete den Eintretenden mit verächtlich stolzer Miene vom Kopf bis zum Fuße.

„Entschuldigen Sie, mein Herr", sagte er; „haben Sie das geschrieben?"

Bei diesen letzten Worten hielt er das Manuscript empor.

„Ja, ich selbst", antwortete der Doctor.

„Es ist eine interessante Geschichte, das läßt sich nicht läugnen."

„Meinen Sie?"

„Und sehr gut erfunden."

„Die Geschichte ist nicht erfunden, sondern wahr."

Paul betrachtete den Doctor mit kaltem Blicke und sagte:

„Können Sie mir für das, was Sie da behaupten, einen Beweis liefern?"

„Nun", sagte der Doctor, „waren Sie nicht bei Ihrer Mutter als ich eintrat? Und schien sie nicht sehr aufgeregt zu sein?"

„Der Anblick Ihrer Adreßkarte schien sie allerdings stutzig zu machen, aber dennoch —"

„Warten Sie", sagte der Doctor. „Lassen Sie

uns ein wenig plaudern und ich werde Ihnen sehr bald auf unzweifelhafte Art beweisen, daß ich in meinem Manuscript nichts als die Wahrheit gesagt habe."

„Was sollte das nützen?"

„Bravo!" rief der Doctor; „Sie sind ein Sohn nach meinem Herzen."

„Mein Herr —"

„Denn Sie empfangen Ihren Vater mit reizender Gefühllosigkeit."

Mit diesen Worten setzte der Doctor sich auf den Divan neben Paul, nahm eine Havanna aus seinem Cigarrenetui und zündete sich dieselbe an.

„Mein lieber Sohn," fuhr er fort, „Ihre Mutter ist nicht mehr das, was sie sonst war. Die Mutterschaft hat alle ihre Gefühle wach gerufen und in einem fast lächerlich zu nennenden Grade entwickelt. Sie ist tugendhaft geworden und sie glaubte, sie könne nach Art eines Schutzengels Sie den Weg führen, den Sie gehen sollten. Sie vergißt aber dabei, daß Sie weder von ihr noch von mir ein Herz geerbt haben können."

„Haben Sie die Güte, sich selbst aus dem Spiele zu lassen, mein Herr," sagte der junge Graf stolz, „wenigstens bis Sie mir für das, was Sie behaupten, den Beweis geliefert haben."

Der Doctor nahm ein Taschenbuch aus seinem Rock und nahm einen Brief heraus, welchen er dem jungen Grafen einhändigte.

„Kennen Sie die Handschrift Ihrer Mutter?" fragte er zugleich.

„Ja."

„Dann lesen Sie diesen Brief.“

Paul schlug den Brief, welcher an „Dr. Samuel, Batavia,“ adressirt war, auseinander und las, wie folgt:

„Sie erkundigen sich nach unserem Sohn? Ich weiß kaum etwas Anderes zu antworten, als daß er das echte Kind zweier Wesen ist, welche beide kein Herz besitzen. Vergebens habe ich mich bemüht, die widerspenstige Natur auf einen anderen Weg zu leiten — es ist alles umsonst. Paul liebt Niemanden, und seine Mutter am allerwenigsten. Die zärtlichste Zuneigung ist an ihm verloren. Und dennoch liegt in seinem ganzen Wesen ein Zauber, welcher Männer sowohl als Frauen bestrickt. Er hat viele Freunde und Freundinnen, aber weder Freundschaft noch Liebe finden bei ihm die mindeste Erwiderung. Mit einem Worte, er ist eben so vollständig herzlos wie Sie sind und ich war.“

Eine Unterschrift trug dieser Brief nicht, Paul war aber überzeugt, daß die Handschrift die seiner Mutter war.

„Also sind Sie wirklich mein Vater?“ sagte er, indem er den Fremden ansah. „Darf ich fragen, was Sie von mir begehren?“

Ein bedeutungsvolles Lächeln umspielte die Lippen des Doctors, während der junge Graf seine Frage in kalt verächtlichem Ton wiederholte.

„Vor allen Dingen wünsche ich mit Ihnen zu plaudern, und zweitens, Ihnen einen guten Rath zu geben.“

„Thun Sie das,“ sagte Paul von Morangis.

„Mein lieber junger Freund," begann der Doctor, indem er sich behaglich zurücklehnte, „seit den letzten drei oder vier Jahren hat sich in Paris eine gewisse Classe junger Männer gebildet, als deren Vorbild Sie betrachtet werden können."

„Wirklich?" sagte der Graf.

„Diese jungen Männer haben sich aus verschiedenen Classen der Gesellschaft recrutirt und ihr Lieblingssammelplatz ist der Boulevard des Italiens. Einige davon waren noch vor kurzer Zeit obscure Comptoiristen in einem Bankgeschäft, haben aber Glück an der Börse gehabt; andere, wie Sie zum Beispiel, gehören aristokratischen Häusern an; wieder andere führen ihren Ursprung auf ein Modewaarenetablissement zurück. Die Ersteren haben eine Loge in der großen Oper und halten sich ein Reitpferd, während die Sprößlinge vornehmer Familien ihren Ruf auf der Rennbahn und als Pferdezüchter zu begründen suchen. Was die Söhne reicher Handelsleute betrifft, so verschwenden dieselben die von ihren Vätern zusammengescharrten Tausende am Spieltische oder an irgend eine unwürdige Traviata."

„Erlauben Sie mir, obschon ich nicht weiß, wo Sie eigentlich hinaus wollen, mein Herr, zu bemerken, daß junge Männer von meinem Rang —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach der Doctor. „Sie meinen, junge Männer wie Sie, besuchten nicht dieselben Oertlichkeiten wie diese Emporkömmlinge. Hierin aber irren Sie sich vollständig. Ein Beispiel von tausenden wird genügen."

„Lassen Sie hören."

„Gustav Chaumont ist Ihr Freund, glaube ich?"

„Wir spielen mit einander und reiten mit einander spazieren," lautete die kurze Antwort.

„Sehr schön. Sein Vater, Simon Chaumont, hatte sein Vermögen durch den Kattunhandel erworben."

„Nun, was ist da weiter dabei?"

„Und Andere, die durch Börsenspeculation reich geworden sind, treffen Sie fortwährend entweder in der Maison d'Or, dem Bois de Boulogne, auf der Rennbahn in Chantilly, oder in Ihrem Club."

„Und welchen Schluß ziehen Sie daraus?"

„Keinen anderen, als daß Sie der weitverbreiteten Classe junger Männer angehören, welche weder Herz noch Gewissen haben, die gegen tugendhafte Frauen insolent und den Priesterinnen des Lasters gegenüber feig sind."

„Mein Herr!"

„Ich spreche blos im Allgemeinen," sagte der Doctor mit einer beschwichtigenden Geberde, blies dann eine dicke Rauchwolke von sich und fuhr fort: „Der junge Fant in grauen Handschuhen, welcher die Dame, die ihm auf der Straße begegnet, mit impertinentem Blick durch seinen Klemmer hindurch mustert — der feine Herr in seiner Ponnychaise, welcher gegen alle Fußgänger so rücksichtslos ist — der Schlaraffe, der allen seinen Bekannten einen Liebesbrief zeigt, welchen er gar nicht würdig gewesen zu empfangen — der durch eine blinde Speculation plötzlich reich gewordene, junge Kaufmann, der einer gefeierten Sängerin im Theater riesige Blumensträuße zuwirft — alle gehören jener großen

Familie an, deren Mitglieder man seit einigen Jahren zu regelmäßig wiederkehrenden Stunden auf dem Boulevard des Italiens hin und herspazieren sieht, der früher der Boulevard de Gand hieß, weshalb man sie mit dem Spitznamen der „Gandin's bezeichnet."

„Ich danke Ihnen für diese umständliche und lichtvolle Auseinandersetzung," sagte der Graf in ironischem Tone.

„Und Sie betrachte ich als das Vorbild dieser Gattung, wie Sie im Gegensatz zu vielen anderen nicht die Entschuldigung geltend machen können, plötzlich reich geworden zu sein."

„Mein Herr," sagte der junge Graf mit einem gewissen Grad von Gereiztheit, „haben Sie mich blos deshalb aufgesucht, um mich von diesen höchst angenehmen Dingen zu unterhalten?"

„Sie sind immer mein Sohn," sagte der Doctor die Achsel zuckend, „und obschon ich keinen Anspruch auf Respect mache, so können Sie mich doch wenigstens anhören. Ich habe große Lust, Ihnen Ihre eigene Geschichte zu erzählen, eben so wie ich Ihrer Mutter die ihrige erzählt habe."

„Es kommt mir vor," bemerkte Paul von Morangis in sarkastischem Tone, „als ob Sie durchaus im Lichte eines Zauberers erscheinen wollten."

„Vielleicht bin ich auch einer."

„Schon gut; fahren Sie fort."

„Vor ungefähr acht Monaten," hob der Doctor wieder an, „reisten Sie nach dem Morvan und verweilten in dem Hause des Barons von Nesles."

„Eines sehr gutmüthigen Mannes," setzte Paul spöttisch hinzu.

„Und Sie verführten sein Weib."

„Ich bin einmal ein flotter junger Mann, das sagen Sie ja selbst."

„O, ich will Ihre Handlungsweise durchaus nicht kritisiren — ich führe blos Thatsachen an."

„Nun, was war weiter?"

„Sie schlugen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klatsche und verdreheten gleichzeitig der Zofe den Kopf."

„Sehr richtig."

„So lange Nana Sie nicht gesehen hatte, war sie ein sittlich gutes Mädchen — jetzt ist sie verloren."

„Ja, das mag sein, aber Jedermann ist bereit, ihr ein Vermögen zu Füßen zu legen, weil *ich* sie für hübsch erklärt habe, und sie ist demzufolge die Löwin des Tages geworden."

„Bemerken Sie aber wohl, daß Sie nach dem Morvan in der Absicht reisten, sich zu vermählen —"

„Durchaus nicht."

„Nun jedenfalls schickte Ihre Mutter Sie dorthin in der Hoffnung, daß Sie Fräulein Blanche Charvet von Pierrefeu heirathen würden."

„Eine reizende junge Dame — meinen Sie nicht auch?"

„Eben so wie die Baronin von Nesles und deren Zofe Nana faßte auch Blanche Liebe zu Ihnen."

„Nana kämpfte mit ihrer Leidenschaft drei Mo=

nate — die Baronin hat acht Monate damit gekämpft, aber sie ist unrettbar verloren."

„Das glaube ich selbst."

„Auch Blanche wird fallen."

„Spätestens in einer Woche."

„Bravo!" sagte der Doctor mit einem Lächeln, um welches ihn ein Mephistopheles hätte beneiden können. „Sie entsprechen meinen Hoffnungen vollständig."

„Also, Sie haben Ihre Hoffnungen auf mich gesetzt?" sagte Paul.

Zugleich erhob er sich, öffnete einen zwischen den Fenstern stehenden Secretair und nahm aus demselben eine etwa zehntausend Francs enthaltende Brieftasche.

Diese legte er vor dem Doctor auf den Tisch und sagte:

„Da hier! Sie sehen, ich bin gern bereit, freigebig gegen Sie zu sein — besonders um Sie los zu werden."

„Bravo! Bravo!" rief der rothe Doctor, indem er die Brieftasche zurückschob und in ein lautes Gelächter ausbrach. „Bravissimo!"

„Was soll das?" fragte der Graf, der eine solche Weigerung nicht verstand.

„Sie wollen also Ihren Vater demüthigen, indem Sie ihm ein Geschenk vor die Füße werfen", fuhr der Doctor immer noch lachend fort. „Sie sind wirklich einzig in Ihrer Art!"

„Aber was wollen Sie dann eigentlich?“ fragte der junge Mann, ein wenig aus der Fassung gebracht.

„Nichts. Ich war blos neugierig, meinen Sohn zu sehen und zu erfahren, was für ein Exemplar in zoologischer Beziehung aus ihm geworden sei, da sowohl sein Papa als auch seine Mama zu der so seltenen Gattung der Geschöpfe ohne Herz gehören. Nun bin ich vollkommen befriedigt.“

Mit diesen Worten erhob sich der Doctor, bot Paul die Hand und sagte:

„Leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen.“

„Bis wir uns wiedersehen!“ wiederholte Paul, der seine gewohnte Selbstbeherrschung wieder erlangt hatte.

Als der Doctor aber die Thür erreicht hatte, drehete er sich noch einmal um und sagte:

„Wenn Sie mich brauchen, so schreiben Sie mir. Ich bin ein Mann, der sehr gute Rathschläge gibt, besonders wenn es gilt, Unheil zu stiften.

Dann legte er seine Karte auf den kleinen Tisch, der dicht neben der Thür stand. Seine Adresse war, wie früher: „Dr. Samuel, Hotel Luxembourg, Rue St. Honoré.“

„Dieser Mann, mag er sein wer er wolle, mißfällt mir außerordentlich“, murmelte der junge Graf, nachdem sein Besuch sich entfernt hatte. „Er hat mich für den ganzen Tag um die gute Laune gebracht. Was kann ich thun, um mir einige Zerstreuung zu verschaffen?“

Dann, nachdem er eine Weile nachgedacht, setzte er hinzu:

„Ich werde gehen und Nana besuchen. Es ist das wenigstens eine Abwechslung.“

Zwölftes Capitel.

Ein verliebter Börsenspeculant.

Gerade um die Zeit, wo Paul von Morangis das Manuscript des Doctors zu Ende gelesen hatte, machte eine Ponnychaise vor einem neugebauten Hause an der Ecke der Rue St. Lazare Halt.

Sie ward von einem Mann von etwa sechsunddreißig Jahren gelenkt, der eine dunkle Gesichtsfarbe hatte, einen riesigen schwarzen Backenbart trug und sich durch die brutale Weise auszeichnete, auf welche er den Fußgängern zuschrie, aus dem Wege zu gehen.

Eben als er in der Rue St. Lazare Halt machte, drehete ein Arbeiter, dem er auch in der eben erwähnten Weise sein „Vorgesehen!“ zugebrüllt hatte, sich herum und sagte:

„Na, na! Macht Euch nur nicht gar so mausig! Ueber lang oder kurz brecht Ihr doch den Hals.“

Der Eigenthümer des Wagens warf die Zügel seinem ehrerbietig hinter ihm sitzenden Groom zu, stieg aus und ging in das neugebaute Haus hinein.

Er ging in die erste Etage, ein Entresol, hinauf und zog die Klingel.

Ein schnippisches, aber hübsches Zöfchen öffnete.

„Guten Morgen, Marion“, sagte der Eigenthümer der Ponnychaise mit einem Accent, der in ihm den Eingeborenen von Bordeaux verrieth.

„Guten Morgen, Herr Luxor,“ sagte die Zofe in verächtlichem Tone, als ob sie nicht die Absicht hätte, ihn einzulassen.

„Ist Ihre Herrin auf?“ fragte er.

„Sie ist noch nicht nach Hause.“

„Wirklich?“ sagte er die Stirn runzelnd. „Wissen Sie, wann sie kommen wird?“

„Nein.“

„Es hat nichts zu sagen. Ich werde warten, bis sie kommt.

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen“, bemerkte die Zofe. „Erst gestern sagte meine Herrin, sie wolle Sie nicht sehen.“

„Nun, vielleicht ist sie heute zugänglicher“, sagte Herr Luxor.

Zugleich zog er eine Brieftasche aus dem Rock.

„Ich glaube gar, Sie wollen mich bestechen“, sagte Marion in verächtlichem Tone.

Herr Luxor nahm aus seiner Brieftasche eine Hundert-Francsnote und gab sie Marion.

Diese ließ ihn nun eintreten und bemerkte:

„Wenn aber meine Herrin böse wird und mich fortschickt —“

„So nehme ich Sie in meinen Dienst“, sagte der reiche Mann.

Luxor hatte nämlich vor Kurzem durch eine

glückliche Börsenspeculation ein bedeutendes Vermögen erworben.

Er durchschritt nun ein geräumiges Vorzimmer und ein schönes Speisezimmer. Dann trat er in ein kleines Empfangszimmer, welches geschmackvoll in Weiß und Gold tapezirt war.

Nachdem Herr Luxor sich schwerfällig auf ein Sofa niedergelassen, fragte er in sehr indiscreter Weise, wer das Meublement bezahlt habe.

Marion hatte, nachdem sie die Banknote eingesteckt, keinen Grund, noch ferner höflich zu sein. Sie sah daher dem Börsenspeculanten dreist in's Gesicht und sagte:

„Was geht das Sie an?"

„Ach dummes Zeug! Wenn ich nun Lust habe, ein wenig mit Ihnen zu plaudern —"

„Allerdings plaudere ich zuweilen, aber dann muß ich gut dafür bezahlt werden."

„Nun, wenn Sie mir etwas sehr Interessantes mitzutheilen haben, so würden wir uns vielleicht verständigen."

Und der Börsenspeculant zog abermals seine Brieftasche.

„Mein Herr," sagte Marion, ohne die zweite Hundertfrancsnote, welche Herr Luxor ihr darbot, zu nehmen, „für solche erbärmliche Kleinigkeiten kann ich nichts verrathen."

„Aber wieviel zum Teufel verlangen Sie denn?"

„Wenn Sie die Geheimnisse, die ich Ihnen sagen

könnte, wüßten, so würden Sie gestehen, daß das, was Sie mir bieten, viel zu wenig ist."

Mit diesen Worten setzte die Zofe sich ohne weitere Umstände auf dasselbe Sofa, auf welchem Herr Luxor Platz genommen hatte.

„Ich bin seit fünf Monaten im Dienste meiner Herrin; Sie sind seit vier Monaten in sie verliebt und haben mir einen Louisd'or täglich gegeben, um Ihre Liebesbriefe zu befördern."

„Auf welche sämmtlich ich keine Antwort erhalten habe," seufzte der Börsenspeculant.

„Ich kann Ihnen sagen, warum. Meine Herrin ist eine rechtschaffene Frau."

Herr Luxor brach in ein wieherndes Gelächter aus.

„Das ist ein wenig stark," sagte er.

„Es ist Thatsache."

„Ach, reden Sie doch nicht."

„Damit will ich nicht sagen, daß Madame nicht einen Freund hätte, den sie innig liebt; dieser aber —"

Marion stockte.

„Was ist's ihm?" fragte der Börsenmensch.

„Er liebt sie nicht mehr," setzte Marion hinzu.

„Und um ihn wieder zu ihren Füßen zurückzuführen, ist sie ein Tugendspiegel geworden?"

„Nun, können Sie wohl behaupten, daß sie jemals einen Liebhaber gehabt hätte?" fragte Marion.

„Mit Namen kenne ich allerdings keinen, natürlich aber denke ich —"

„Denken können die Leute, was sie wollen, die

Wahrheit weiß aber Niemand. Madame geht zu Soupers und allerhand Vergnügungen, sie fährt um fünf Uhr nach dem Bois de Boulogne und besucht gewöhnlich in Begleitung einer Freundin die Oper. Viele feine Herren machen ihr in ihrer Loge ihre Aufwartung; wenn das Theater aber aus ist, so kommt sie in ihrer Equipage allein nach Hause."

„Liebes Kind, Ihre Beweisführung ist nicht ungeschickt, hält aber doch nicht Stich," sagte Herr Luxor „Sie kommt mir vor wie eine Berechnung, die sich auf einen falschen Ansatz gründet. Ehe ich Millionär ward, war ich Buchhalter in einem Geschäft —"

„Das dachte ich mir," sagte die Zofe schnippisch.

„Wenn Ihre Herrin so tugendhaft wäre, wie Sie behaupten," fuhr Luxor, indem er einen Blick auf die Uhr warf, fort, „so wäre sie nun zu Hause."

„Sie ist noch beim Souper," sagte Marion, die Achseln zuckend.

„Was! Um zehn Uhr Vormittags?"

„Warum nicht? Uebrigens, was geht es Sie an?" fuhr Marion fort, „Sie mögen in meine Herrin verliebt sein, aber meine Herrin mag nichts von Ihnen wissen."

„Das ist sonderbar."

„Ich finde das nicht."

„Und dennoch besitze ich ein Vermögen, welches mir jährlich einhundertundfünfundzwanzigtausend Francs abwirft."

„Aus Geld macht Madame sich keinen Pfifferling. Ueberdieß ist ihr Freund unermeßlich reich."

„Wirklich!" murmelte der Börsenspeculant, indem er sich auf die Lippe biß.

„Und wenn sie ihn je aufgäbe, so würde es blos in einer Anwandlung von Verdruß geschehen."

„Aber Sie sagten ja, er habe aufgehört, sie zu lieben."

„Ja, schon lange. Lachend und heiter kommt sie nach Hause, dann aber weint und klagt sie oft die ganze Nacht hindurch. Sie haben kein Glück, Herr Luxor. Sie haben sie noch nicht gesehen, wenn sie sich so unglücklich fühlt, sonst hätten Sie versuchen können, sie zu trösten."

„Können Sie mir nicht zu diesem Glück verhelfen?" sagte Herr Luxor, indem er wieder seine Brieftasche hervorzog, aus welcher er jetzt eine Fünfhundert-Francsnote nahm.

Marion streckte begierig ihre schmale, weiße Hand darnach aus.

„Nicht so schnell, mein schönes Kind!" sagte der Speculant. „Da Ihre Herrin sich so oft unglücklich fühlt, so können Sie bequem einmal Gelegenheit nehmen, ein gutes Wort für mich einzulegen."

„Ich will sehen, was sich thun läßt. Geben Sie her."

„Warten Sie noch; ich will erst noch ein wenig mehr mit Ihnen sprechen," sagte Herr Luxor ohne die Note loszulassen.

„Vielleicht wünschen Sie den Namen des Freundes meiner Gebieterin zu kennen?"

„Allerdings."

„Nun, dann geben Sie her."

Aber es wäre das ein fast zu theurer Preis."

„Ganz wie Sie denken," sagte Marion in kaltem Tone, indem sie sich zugleich erhob, wie um sich zu entfernen.

„Würden Sie sich vor der Hand mit hundert Francs begnügen?"

„Meinetwegen."

„Das Uebrige sollen Sie später bekommen."

„Gut. Der Freund meiner Herrin ist der Graf Paul von Morangis."

„Ah so! Dieser Name ist mir wohlbekannt," sagte der Speculant.

„Wohl möglich, ich bin aber überzeugt, daß der Ihrige dem Grafen nicht bekannt ist."

„Warum nicht, liebes Kind?"

„Weil Leute von vornehmem Stande —" begann Marion, stockte aber und lachte dem Millionär gerade in's Gesicht, worauf sie hinzusetzte: „Der Graf hat nicht nöthig, in Papieren zu speculiren."

Herr Luxor zuckte die Achseln, und hätte die Zofe wahrscheinlich wegen ihrer impertinenten Bemerkung scharf zurechtgewiesen, wenn nicht in diesem Augenblick die Klingel geläutet hätte.

„Da kommt Madame!" rief Marion. „Bleiben Sie, wo sie sind, und rühren Sie sich nicht von der Stelle!"

Mit diesen Worten flog sie davon.

Nachdem in dem Vorzimmer einige Worte gewechselt worden, öffnete sich die Thüre, und herein trat

eine sehr schöne Dame, in welcher die Schloßdienerschaft des Barons von Nesles schwerlich Nana wiedererkannt haben würde.

Sie trug einen kostbaren Caschmirshawl und ihre Haltung war so stolz und ungezwungen wie die einer Herzogin, deren Stammbaum bis zur Sündfluth zurückreicht.

Sie trat rasch herein, blieb aber plötzlich stehen, als sie den nachlässig auf dem Sofa zurückgelehnt sitzenden Börsenspeculanten erblickte.

Dieser, welcher gewohnt war, auf alle Frauen mit Geringschätzung herabzublicken, gerade als ob seine Millionen ihn von den Pflichten der Höflichkeit und Artigkeit entbänden, hielt es nicht für nöthig, sich zu erheben; der vernichtende Blick aber, welchen Nana ihm zuwarf, nöthigte ihn, es doch zu thun, und er nahm ehrerbietig den Hut ab.

Kalt erwiederte Nana seine Verbeugung.

„Sie haben auf mich gewartet", sagte sie.

„Ja, Madame."

„Und welches Geschäft führt Sie zu mir?" fragte sie in hochmüthig verächtlichem Tone.

„Nun", stammelte der verlegene Börsenmensch, „in Geschäften bin ich eigentlich nicht gekommen."

„Weshalb dann sonst?"

Herr Luxor raffte die reichen Leuten gewöhnlich in hohem Grade eigene Geistesgegenwart zusammen und sagte:

„Ich wollte mir Antwort auf meine Briefe ausbitten."

„Auf Ihre Briefe?“ wiederholte Nana in aller Ruhe. „Ich habe dieselben nie geöffnet. Dort liegen sie.“

Mit diesen Worten zeigte sie auf eine auf dem Caminsims stehende Porzellanvase.

Obschon nicht wenig gekränkt, die Siegel seiner Liebesbriefe noch unerbrochen zu sehen, gab Herr Luxor doch einer solchen Kleinigkeit wegen noch nicht alle Hoffnung auf.

„Dann will ich Ihnen sagen, was darin steht“, sagte er, indem er sich wieder setzte.

Nana, die von Seiten der Männer, welche mit ihr sprachen, an einen nicht geringen Grad von Ehrerbietung gewöhnt war, erstaunte über Luxor's dünkelhafte Dreistigkeit und fühlte sich fast versucht, ihrem Diener zu klingeln und demselben zu befehlen, den Unverschämten hinauszuwerfen.

Sie bedachte jedoch auch zugleich, daß er bedeutende persönliche Eigenschaften besitzen müsse, um sich ein solches Benehmen zu erlauben.

Deshalb sagte sie:

„Wohlan, ich werde hören, was Sie zu sagen haben.“

Mit diesen Worten ließ sie sich in einen dem Sofa gegenüberstehenden Lehnstuhl nieder und betrachtete den Millionair mit einer gewissen Neugier.

„Mein Name ist Luxor, Madame“, sagte er, „und ich bin aus Bordeaux gebürtig.“

„Das hört man an Ihrer Sprache.“

„Ich speculiere an der Börse.“

„Das hätte ich an Ihren Manieren sogleich errathen sollen“, entgegnete Nana ironisch.

„Es fehlt mir vielleicht ein wenig an feiner Lebensart.“

„Wenn Sie sagen „ein wenig“, so sagen Sie sich damit eine Schmeichelei.“

„Ich besitze aber eine bedeutende Anzahl Staatspapiere und Eisenbahnactien und beziehe demzufolge eine ansehnliche Summe Zinsen und Dividenden.“

„Aber was geht das mich an?“ fragte Nana kalt.

Der Börsenspeculant war verblüfft, ungefähr wie ein Schauspieler, dem ein Knalleffect von der Pfanne brennt.

Dennoch wollte er sagen, daß der Zustand seiner Finanzen geeignet sei, eine große Anzahl persönliche Mängel vergessen zu machen, als Nana ihm zuvorkam, indem sie sagte:

„Sie werden nie zur Sache kommen, wenn ich Ihnen nicht einhelfe. Sie wollen mir wohl sagen, daß Sie sehr reich sind?“

„Ich habe ein Einkommen von hundertundfünfundzwanzigtausend Francs jährlich“, sagte er.

„Und Sie wünschen nun, daß ich Ihnen dieses Geld verthun helfe. Wie?“

„Vielleicht war dieß meine Absicht“, sagte der Geldmann. „Seit vier Monaten verzehre ich mich in Liebe zu Ihnen.“

„Armer Mann!“

„Und da ich weder Weib, noch Kind, noch Familie habe —"

Nana schlug ein lautes Gelächter auf.

„Sie wollen mich wohl heirathen?" fragte sie.

„Das nicht gerade, aber —"

„Genug", sagte Nana, indem sie die Hand emporhob wie eine Königin. „Sie kommen, um mir ein schönes Haus, Equipage und einen Diamantschmuck zu bieten, nicht wahr?"

„Ja, und Alles, was Sie sich vielleicht noch sonst wünschen."

„Das ist viel gesagt", entgegnete Nana und lachte wieder.

Ihr Gelächter klang aber jetzt gezwungen und sie war bleich wie eine Bildsäule.

„Ich lasse jetzt", fuhr Herr Luxor fort, „in den Champs Elysées ein kleines hübsches Haus bauen und bin bereit, Ihnen dasselbe zu schenken."

„Sie besitzen einen nur geringen Grad von Bildung", sagte Nana, „und Sie sprechen von Ihrer Liebe, als wäre dieselbe ein Handelsartikel. Dennoch verzeihe ich Ihnen, denn Sie scheinen es aufrichtig zu meinen."

„Ja, das ist auch wirklich der Fall", betheuerte der Speculant.

„Unglücklicherweise aber", fuhr Nana fort, „kann ich Ihre dargebotene Liebe nicht annehmen."

Herr Luxor ward bleich.

„Sehen Sie mich an", sagte das arme junge Wesen. „Obschon ich lache, so sind doch meine Augen

roth, und wenn Sie fort sind, so werde ich anfangen zu weinen."

Herr Luxor war von Nana's wehmüthigem Tone so tief ergriffen, daß er nahe daran war, ihr zu Füßen zu fallen, als die Klingel abermals läutete.

„Ha, wenn doch er es wäre!" rief Nana,

Und an das Fenster eilend lugte sie vorsichtig auf die Straße hinab und sah eine von einem schwarzen Pferde gezogene, kleine, blaue Equipage, die soeben an ihrer Thür Halt gemacht hatte. Auf dem Bock saß ein Kutscher in weißer Livree.

„Ja, er ist es!" rief Nana mit wankender Stimme.

Noch einen Augenblick zuvor bleich und niedergeschlagen, war sie auf einmal dunkelroth und aufgeregt.

Ihre Augen funkelten vor Freude und sie kam rasch auf Herrn Luxor zu, ergriff denselben bei der Hand und sagte:

„Kommen Sie mit, ich wünsche nicht, daß er Sie sehe."

Und sie führte den Geldmann in ihr an das Empfangszimmer stoßendes Boudoir, indem sie ihm befahl, sich ganz ruhig zu verhalten.

Dann schloß sie die Thür und überließ ihn den Qualen der Eifersucht.

Dreizehntes Capitel.

Ein abgewiesener Liebhaber erweist sich als edelmüthiger Freund.

Während Paul von Morangis auf dem Wege war, Nana zu besuchen, trat eine junge Dame aus einem alten Hause in der Rue St. Dominique.

Sie war in elegant einfachem Style gekleidet und ihre stolze, selbstbewußte Haltung verrieth ihre aristokratischen Gewohnheiten, während der Kaschmir, der ihr schmuckloses Kleid bedeckte, bewies, daß sie einer reichen Familie angehörte.

Diese schöne, junge Dame, welche keine andere war als Blanche Charvet von Pierrefeu, schlug den Weg ein, welcher noch der Kirche St. Thomas von Aquino führte.

Es war Niemand in der Nähe der Kirche und als die junge Dame eintrat, sah sie kaummehr als ein Dutzend Personen im Schiff versammelt.

Sie ging jedoch sofort in eine Seitencapelle, wo sie niederkniete, ihr Buch aufschlug und zu beten begann.

Es dauerte nicht lange, so lenkte ein junger Mann seine Schritte etwas schüchtern nach derselben Capelle und kniete hinter Blanche nieder.

Diese war aber so in Andacht versunken, daß sie sich nicht umdrehte.

Der junge Mann schien etwa fünfundzwanzig Jahre zu zählen.

Er war ziemlich bleich und seine regelmäßigen Züge verriethen einen gewissen Grad von schmerzlicher Gemüthsbewegung, während seine melancholischen Augen etwas ungemein Anziehendes hatten.

Dabei war er stattlich und gut gewachsen und hatte feingeformte, kleine Hände und Füße.

Blanche betete ungefähr eine Stunde lang anhaltend und inbrünstig.

Während dieser ganzen Zeit wartete Herr von

Mas fast unbeweglich und getraute sich kaum, zu athmen, so sehr fürchtete er, die Betende zu stören.

Endlich erhob sie sich und wollte die Capelle verlassen, als sie plötzlich den jungen Mann gewahrte, welcher ein wenig erröthete, indem er sich graziös gegen sie verneigte und flüsterte:

„Ich bin hierhergekommen, um Sie zu sehen."

Blanche erröthete ihrerseits.

„Um mich zu sehen?" wiederholte sie in fragendem Tone.

„Ja, Mademoiselle. Wenn Sie zuerst hinausgehen wollen, so werde ich Ihnen folgen."

Es lag in dem Tone des jungen Mannes etwas Geheimnisvolles und Feierliches, was seinen Eindruck auf Fräulein von Pierrefeu nicht verfehlte.

Sie verneigte sich, ohne etwas zu antworten, und verließ die Kirche.

Der junge Mann sah ihr nach, erhob sich dann ebenfalls und folgte ihr, ohne daß es von einem der Anwesenden beachtet worden wäre.

Blanche ging zu der kleinen Thür hinaus und wartete in der Vorhalle, wo einige Augenblicke später der junge Mann sich ebenfalls einfand.

„Nun, Herr von Mas?" sagte sie erröthend.

„Verzeihen Sie, Mademoiselle", sagte der junge Mann, „daß ich Ihnen mit meiner Gegenwart lästig zu fallen wage. Als ich mich um Ihre Hand bewarb, wies Ihre Mutter mich ab und ich sah mich natürlich genöthigt, meine Besuche einzustellen. Seien Sie jedoch unbesorgt", setzte er hinzu, als er sah, daß Blanche

9*

wieder erröthete, „ich bin nicht gekommen, um von mir, sondern um von Ihnen zu sprechen.“

„Von mir?“ rief Blanche mit einem Gemisch von Ueberraschung und Schmerz.

„Da ich einmal den Muth gehabt habe, Ihnen zu entsagen, so werde ich Ihnen mit meiner hoffnungslosen Leidenschaft nie wieder lästig fallen“, hob Herr von Mas wieder an; „erstens weil der Wille Ihrer Mutter unbeugsam ist, und zweitens haben sich auch die Umstände geändert und —“

Er zögerte und Blanche's Wangen färbten sich dunkelroth.

„Ihr Herz ist nicht mehr frei“, setzte er mit schmerzlicher Bewegung hinzu.

Blanche ward auf einmal bleich.

„Sie haben geweint, Mademoiselle, und wenn ich mir die Freiheit nehme, auf diese Weise Ihren Weg zu kreuzen, so geschieht es, weil Ihr Wohlergehen und Ihre Ehre auf dem Spiele stehen.“

Blanche richtete stolz den Kopf empor und schauete dem jungen Mann gerade in's Gesicht.

„Was meinen Sie, mein Herr?“ fragte sie.

Herr von Mas ertrug den Blick der jungen Dame mit vollkommener Ruhe und sagte:

„Mademoiselle, ich bin Edelmann und mein Wort ist heilig.“

„Ich glaube Ihnen, mein Herr.“

„Deshalb, wenn ich Ihnen mein Wort gebe, daß ich aller Hoffnung in Bezug auf mich entsagt habe und

daß ich jetzt blos ehrerbietige und brüderliche Rücksicht für Sie hege —"

„Ich glaube Ihnen, mein Herr", wiederholte Blanche ihn unterbrechend.

„Und Sie werden das, was ich sage, nicht einem Gefühl niedriger Eifersucht beimessen?"

„Wie können Sie dieß voraussetzen!" sagte Fräulein von Pierrefeu, auf welche die biedere Redeweise und der freimüthige Blick des jungen Mannes einen tiefen Eindruck machte.

Dabei war sie auch zugleich sehr neugierig, zu erfahren, was er ihr zu sagen haben könne.

„Wenn ich mir erlaubte, eine Frage an Sie zu richten, würden Sie dieselbe wohl beantworten?"

„Ja", sagte Blanche.

„Wohlan denn: Lieben Sie den Grafen Paul von Morangis?"

Blanche ward erst roth und dann bleich, nichtsdestoweniger aber zögerte sie nicht, mit „Ja" zu antworten.

„Sind Sie entschlossen, ihn zu heirathen?"

„Ja", antwortete Blanche abermals.

„Dann, Mademoiselle, habe ich nichts weiter mehr zu fragen", sagte Herr von Mas, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Ihre Fragen sind so eigenthümlich", sagte Blanche, „daß Sie es von meiner Seite ganz natürlich finden werden, wenn ich Sie um Aufklärung bitte."

Der junge Mann schien wieder zu zögern.

„Geben Sie mir Ihren Arm", fuhr Blanche fort,

„und haben Sie die Güte, mich nach Hause zu begleiten. Wir können dann unterwegs weiter sprechen.“

Der Ton der stolzen, jungen Dame war so entschieden, daß der Entschluß des jungen Mannes wankend ward und er ihr sofort seinen Arm bot, während Blanche hinzusetzte:

„Sie besuchen uns sehr oft, schon ehe Sie sich um meine Hand bewarben, und Jedermann in der Nachbarschaft weiß, wer ich bin. Es hat daher durchaus nichts zu sagen, wenn man uns miteinander sieht.“

„In dem, was Sie zu thun für gut finden, kann Niemand etwas Unrechtes sehen“, sagte der junge Mann, indem er sich zustimmend verneigte.

„Ich bitte Sie, mir den Beweggrund Ihrer Fragen mitzutheilen“, sagte Blanche.

„Da Sie im Begriff stehen, den Grafen von Morangis zu heirathen, so wäre es überflüssig und nutzlos, von meiner Seite noch irgend etwas sagen zu wollen.“

Blanche stutzte über diese seltsame Antwort und bemerkte:

„Wir sind aber noch nicht vermählt.“

Als sie sah, daß er immer noch zögerte, setzte sie hinzu:

„Sie sprachen von meinem Wohlergehen und meiner Ehre.“

„Allerdings, Mademoiselle“, sagte er, „wenn ich Ihnen aber meine Meinung auseinandersetzen wollte, würden Sie mir wohl glauben?“

„Das, was Sie sagen, werde ich auch nur einen

Augenblick lang bezweifeln", entgegnete Blanche, indem sie ihn vertrauensvoll ansah.

„Wohlan, dann will ich offen mit der Sprache herausgehen. Als der Graf von Morangis von seiner Mutter in unsere Gegend geschickt ward, hatten zwischen Ihrer Mutter und der seinigen bereits mehrere Besprechungen in Bezug auf eine Vermählung zwischen Ihnen beiden stattgefunden."

„Das weiß ich wohl", sagte sie.

„Sie liebten den Grafen fast auf den ersten Blick."

„Ja, so ist es", sagte Blanche freimüthig, obschon sie dabei erröthete.

„Aber warum sind Sie dann nicht schon längst Gräfin von Morangis geworden?"

„Das weiß ich nicht", antwortete die junge Dame durch diese directe Frage nicht wenig betroffen gemacht. „Wahrscheinlich haben sich unvermeidliche Verzögerungen herausgestellt."

„Sagen Sie lieber, daß der Graf allerhand plausible Vorwände ersonnen hat", unterbrach Herr von Mas.

„Vorwände, sagen Sie?"

„Mademoiselle", fuhr der junge Mann in festem, aber ehrerbietigem Tone fort, „Sie versprachen, mir zu glauben."

„Das thue ich auch, denn ich weiß, daß Sie ein Ehrenmann sind."

„Wohlan, wenn ich Ihnen nun versicherte, daß der Graf Sie nicht liebt?"

Blanche ward bleich, antwortete jedoch!

„Dann würde ich sagen, daß Sie sich irrten.“

„Und wenn ich es nun bewiese?“

Ihre Hand zitterte auf seinem Arm und sie konnte blos ausrufen:

„O!“

„Der Graf liebt Sie nicht und eben so wenig gedenkt er, Sie zu heirathen“, versicherte Herr von Mas.

„Mein Herr!“

„Es ist so. Ich weiß recht wohl, daß er Sie alle Abende besucht und sich über allerlei angeblich von seinem Willen unabhängige Hindernisse beklagt. Einmal mußte der Tod eines Ihrer Onkel als Vorwand gelten, ein andermal verlangte er, daß seine Mutter erst Rechenschaft über Ihre Vormundschaft ablege, und sagte, sie sei schuld, daß seine Vermählung sich so verzögere.“

„Das ist auch alles vollkommen wahr“, sagte Blanche.

„Wohlan, Mademoiselle, mögen die Gründe des Grafen wahr oder blos ersonnen sein, so ist doch Eins gewiß, nämlich, daß Ihr Ruf —“

Blanche richtete sich empor.

Bleich wie der Tod, blickte sie deswegen nicht weniger stolz um sich, indem sie im Tone einer beleidigten Königin ausrief:

„Wer wagt, meinen guten Ruf anzutasten?“

„Die Welt.“

„Bedenken Sie wohl, was Sie sagen, mein Herr!“

„Sie versprachen, mir zu glauben“, sagte Herr

von Mas, indem er Blanche's Hand ergriff. „Gestatten Sie mir, fortzufahren und Ihnen zu versichern, daß wenn Sie bis heute über drei Wochen noch nicht Gräfin von Morangis sind, Ihr guter Ruf vernichtet ist. Erst gestern erklärte der Graf von Morangis in einem Club laut, daß er einen tiefgewurzelten Widerwillen gegen den Ehestand hege."

Blanche vermochte kaum, einen Aufschrei zu unterdrücken.

„O, das ist ganz unmöglich!" rief sie.

„Nein, es ist wahr."

„Sie sind von Jemandem belogen worden."

„Nein, denn ich hörte es selbst."

„Sie hörten es selbst?" rief Fräulein von Pierrefeu, indem sie stehen blieb. „Zu welcher Stunde war es, wo er dieß sagte?"

„Kurz nach Mitternacht."

„Und an welchem Orte sagten Sie?"

„In meinem Club, welchem er ebenfalls angehört."

„Mein Herr", sagte Blanche, „ich habe Sie stets als einen Ehrenmann betrachtet. Wissen Sie auch gewiß, daß Sie das, was Sie da sagen, nicht geträumt haben?"

„Ja, das weiß ich gewiß. Aber das ist noch nicht alles."

„Noch nicht alles?" rief Blanche vor Entrüstung und Aufregung zitternd.

Ein beiderseitiger Freund, Gustav Chaumont, rief, nachdem der Graf gesprochen: „Meine Herren, Paul

weiß nicht, was er schwatzt, denn er ist mit Fräulein Charvet von Pierrefeu verlobt und wird sich mit ihr vermählen, ehe noch ein Monat um ist!“

„Und was sagte der Graf?“ fragte Blanche nur mit Mühe athmend.

„Er zuckte die Achseln und bemerkte in der schamlosesten Weise: „Blanche ist ein ganz allerliebstes Mädchen, aber sie zu meiner Frau zu machen, fällt mir nicht ein. Wenn mir dagegen der Teufel so behülflich ist, wie ich hoffe, so verzweifle ich nicht daran, sie zu meinem Liebchen zu machen!“

Fräulein von Pierrefeu zog ihre Hand aus dem Arm ihres Begleiters und drückte sie auf die Stirn, indem sie murmelte:

„Verliere ich den Verstand?“

Herr von Mas schwieg.

Nach einer kurzen Pause ergriff Blanche ihn bei der Hand.

„Wissen Sie“, sagte sie, „daß er erst gestern Abend um zehn Uhr bei uns war und sagte: In weniger als einem Monat ist, wie ich mit Bestimmtheit hoffe, Blanche mein Weib!“

„Auch das weiß ich; haben Sie aber jemals an ihn geschrieben?“

„Allerdings“, sagte Blanche.

„Mehr als einmal?“

„Ja.“

„Und ohne Vorwissen Ihrer Mutter?“

„Ja, denn ich glaubte eine Zeit lang, meine Mutter

habe, nachdem sie unsere Liebe erst ermuthigt, den Gedanken an unsere Verheirathung wieder aufgegeben."

„Sie haben sehr unklug gehandelt, Mademoiselle."

Blanche erschrak.

„Was ist aus meinen Briefen geworden?" fragte sie.

„Sie wurden von einer kleinen Anzahl von Mitgliedern unseres Clubs in einem Zimmer gelesen, wo noch mehrere andere am Whisttische saßen. Einer der Briefe begann mit den Worten: „Mein theurer Gatte, wie ich Dich nun bald nennen werde, ich zähle jetzt die Minuten an der Uhr meines Boudoirs —"

Blanche ließ sich keinen Aufschrei entschlüpfen, auch ward sie nicht bleicher, ihre Augen aber sprüheten Feuer.

„Ich habe keinen Anspruch auf Ihre Sympathie, Herr von Mas, denn Sie wurden mit Ihrer Bewerbung abgewiesen", sagte sie. „Ich bedarf aber eines Beschützers und bin überzeugt, daß Sie dieser Beschützer sein werden."

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle", sagte der junge Mann in ernstem, ruhigem Ton.

„Ich habe weder Vater noch Bruder", fuhr Blanche von Pierrefeu fort, „und ich bin schwer beleidigt worden. Wer wird mich rächen?"

„Ich will es thun", sagte Herr von Mas.

„Ich liebe den Grafen — wenigstens *liebte* ich ihn", hob Blanche wieder an.

„Und Sie lieben ihn noch", sagte Herr von Mas den Kopf schüttelnd.

„Ja, ich glaube es; aber ich hasse ihn auch gleichzeitig und ich stelle sein Schicksal in Ihre Hand. Er muß sich entweder sofort mit mir vermählen oder —“

Hier stockte sie und sah ihren Begleiter an, der ihren Gedanken entgegenkam, indem er sagte:

„Oder er muß aufhören zu leben. Nicht wahr, das wollen Sie sagen?“

„Ja, das wollte ich sagen“, entgegnete Blanche von Pierrefeu. „Leben Sie wohl.“

Nachdem sie dieß gesagt, drückte sie dem jungen Manne krampfhaft die Hand und eilte weiter nach der Rue St. Dominique.

Vierzehntes Capitel.

Eine unerwartete Herausforderung.

Herr von Mas kehrte, nachdem Blanche sich entfernt hatte, um, stieg in eine vor der Kirche wartende Droschke und befahl dem Kutscher, nach den Champs Elysées zu fahren.

„Er muß entweder Blanche heirathen oder sich mit mir schlagen!“ murmelte der junge Mann, während er so entlang fuhr.

Als er die Wohnung des Grafen erreichte und fand, daß derselbe nicht zu Hause, fragte er, wann man ihn zurückerwarte.

Als der Portier hierauf antwortete, daß sein Herr wahrscheinlich nicht so bald zurückkommen werde, fragte Herr von Mas, wo er den Grafen am wahrscheinlichsten treffen werde.

Der Portier meinte, der Graf frühstücke gewöhnlich gegen zwölf Uhr im Café Anglais, und Herr von Mas befahl seinem Kutscher, unverweilt dorthin zu fahren.

In der ersten Etage des ebengenannten Etablissements befand sich ein kleines Zimmer, wo gewöhnlich etwa ein Dutzend junge Männer mit einander frühstückten.

In dieses Zimmer begab sich Herr von Mas und der erste Bekannte, den er hier erblickte, war Gustav Chaumont, welcher in Gesellschaft des Barons von Rastenberg eiu kaltes Rebhuhn schmauste.

Der Baron war ein kleiner, blonder Mann mit rothem Schnurrbart, bildete sich sehr viel auf seinen alten Adel ein und verwendete einen Theil seines jährlichen Einkommens von dreißigtausend Francs darauf, daß er kleine Bändchen Gedichte drucken ließ, die sich Niemand die Mühe nahm, zu lesen.

Der Baron war der intime Freund noch zweier anderer junger Leute, welche an einem andern Tische frühstückten.

Einer davon war der Vicomte Oscar von Chardonneret, während der andere, welcher den plebejischeren Namen Eugen Renaud trug und ein Paar sehr unaristokratische, dunkelrothe, dicke Backen hatte, seine etwas an einen Metzgergesellen erinnernde Schönheit dadurch zu veredeln suchte, daß er sich auf die eleganteste Weise kleidete, was ihm aber nur das Ansehen einer allzu stark colorirten Abbildung aus einem Modejournale gab.

Eugen Renaud war eine Art Schriftsteller und

verfaßte in Gemeinschaft mit dem Baron von Rastenberg kleine Erzählungen, die unter ihren Bekannten einen sehr mäßigen Grad von Beifall fanden. Er speculirte nebenbei an der Börse, machte einer schönen Blondine, die ihn zum Besten hielt, den Hof und war stets bemüht, sich unter vornehmen Leuten zu bewegen. Je mehr Ahnen sie hatten, desto eifriger suchte er ihre Gesellschaft.

Ganz vorzüglich attachirte er sich an den Vicomte Oscar von Chardonneret, welcher einem geschickten Genealogen zehntausend Francs für Aufstellung eines Stammbaumes bezahlt hatte, durch welchen seine Herkunft bis auf die Vidames von Carpentras zurückgeführt ward.

Auf diese mehr oder weniger in Wahrheit beruhende Abstammung legte der Vicomte ungeheuern Werth und erzählte, als Herr von Mas in das Zimmer trat, eben zum wenigstens hundertsten Male, wie ein gewisser Vidame von Carpentras, Namens Jacques le Verdâtre, im Jahr 900 den Namen Chardonneret angenommen habe.

„Meine Herren“, sagte Gustav Chaumont, als er Herrn von Mas in das Zimmer treten sah, „da kommt Alphons, welcher besser als ich im Stande ist, dergleichen Gegenstände zu discutiren. Guten Morgen, Alphons!“

Herr von Mas verneigte sich gegen die Anwesenden und fragte, um welches Thema die Discussion sich drehe.

„O, um einige alte Adelsgeschichten“, antwortete

Gustav, „Dinge, welche mir höchst gleichgültig sind. Ich schäme mich meiner plebejischen Herkunft nicht.“

„Es gibt so viele gemeine Leute, welche edel, und so viele Edelleute, welche gemein sind“, begann Herr von Mas.

„Bravo!“ rief eine Stimme.

„Herr von Mas huldigt ziemlich liberalen Tendenzen“, sagte der Baron von Rastenberg.

„Mein lieber Baron“, entgegnete Herr von Mas, „ich bin wie jene Schuhmacher, die niemals vom Leisten sprechen. Ich halte mich für einen zu guten Edelmann, als daß ich nöthig hätte, von meinen Ahnen zu sprechen.“

„In diesem Falle“, sagte Gustav Chaumont, „ist Vicomte Oscar von weniger edler Geburt als Sie, denn er langweilt uns fortwährend mit seinem Stammbaum. In meinem ganzen Leben hatte ich nicht von den Vidames von Carpentras gehört, nun aber weiß ich durch ihren Nachkommen, mag er nun ein directer oder indirecter sein —“

Hier lächelte Herr von Mas.

— „daß Jacques le Verdâtre im Jahre 900 lebte“, setzte Gustav Chaumont hinzu.

„Herr Chaumont“, rief der Vicomte etwas heftig, „dergleichen Späße liebe ich nicht! Wenn ich dann und wann von meiner Abstammung spreche, so geschieht es blos, weil jetzt ein Gesetz erlassen worden ist —“

„Welchem zufolge Sie Ihre Ansprüche auf Ihren Titel nachweisen und beglaubigen müssen. Ich weiß das.“

„Meine Herren“, sagte Herr von Mas, dessen Gemüthsart eine sehr versöhnliche war, „gestatten Sie mir, Ihre Differenzen beizulegen. Dem Vicomte würde es nie eingefallen sein, von den Vidames von Carpentras abstammen zu wollen, wenn ihm nicht durch einen Mann, welcher Bücher über Heraldik und Genealogie schreibt, diese Idee in den Kopf gesetzt worden wäre. Warum wenden Sie sich nicht auch an diesen Mann, mein lieber Chaumont? Er würde beweisen, daß Sie von den Grafen von Chaumont abstammen und dann —“

Er ward durch den Eintritt des Grafen Paul von Morangis unterbrochen, welcher soeben von Nana kam.

„Guten Morgen, meine Herren“, sagte er. „Wenn irgend einer von Ihnen vielleicht eine amüsante Geschichte weiß, so bitte ich ihn, mir sie zu erzählen, denn ich bin auf verdammt schlechter Laune.“

„Hier ist der Vicomte, der Dir einige Details über Jacques le Verdâtre mittheilen wird, die noch nicht allgemein bekannt sind“, sagte Gustav Chaumont in ironischem Tone.

„Ich danke schön“, sagte Paul. „Ich nahm unseren lieben Oscar kürzlich mit in meine Loge und sah mich verurtheilt, mir die ganze Geschichte von jener interessanten Persönlichkeit erzählen zu lassen. Sie liegt mir jetzt noch in den Gliedern.“

Vicomte Oscar von Chardonneret biß sich auf die Lippe. Der ritterliche Muth der Vidames war jedoch im Laufe so vieler Jahrhunderte ein wenig verdampft

und Oscar war nicht gewohnt, einen Zwist bis auf die äußerste Spitze zu treiben.

„Warum bist Du schlechter Laune?“ fragte Chaumont seinen intimen Freund, den Grafen von Morangis.

„Ach, ich bin sehr ärgerlich. Nana hat mir eine förmliche Scene gespielt. Sie weinte, schluchzte und klagte mich an, daß ich sie nicht mehr liebte. Als ob ich sie jemals geliebt hätte! Sie ist wirklich unausstehlich.“

„Wenn Sie eine interessante Geschichte zu hören wünschen, Graf“, sagte Alphons von Mas, indem er sich dem Grafen näherte, „so kann ich Ihnen eine erzählen.“

„Ja, thun Sie das.“

„Wir sind ebenfalls gespannt darauf“, bemerkte Gustav Chaumont.

Herr von Mas schüttelte den Kopf.

„Die Geschichte ist nicht von der Art, daß ich sie öffentlich erzählen könnte“, sagte er; „sie interessirt nur den Grafen von Morangis.“

„Nun so erzählen Sie Ihre Geschichte blos mir“, sagte der Graf ein wenig überrascht.

„Wollen wir ein wenig beiseite gehen?“ fragte Alphons von Mas.

„Ja wohl; wie Sie wünschen.“

Und der Graf und Herr von Mas traten miteinander in eine der Fensterbrüstungen, wo sie miteinander sprechen konnten, ohne von den Uebrigen gehört zu werden.

„Was zum Teufel können Sie mir zu erzählen haben?“ fragte der Graf.

„Es war nur ein Vorwand. Ich wollte mir einen guten Rath von Ihnen erbitten.“

„Ich stehe zu Diensten“, sagte der Graf.

„Können Sie mir sagen“, hob Alphons an, „welche hergebrachte Formalitäten zu beobachten sind, wenn man heirathen will?“

„Sonderbare Frage!“ rief der Graf, nicht wenig überrascht, setzte aber hinzu: „Man läßt sich zehn Tage vor dem, an welchem man Hochzeit machen will, aufbieten und kauft Geschenke für die Braut. Das ist Alles.“

„Das ist Alles?“

„Ich glaube; indessen, da ich niemals geheirathet habe und auch durchaus nicht wünsche, es zu thun —“

„Entschuldigen Sie“, sagte Herr von Mas, „wie ich nicht anders weiß, stehen Sie im Begriff, sich zu vermählen.“

„So!“

„Wenigstens denkt dieß Ihre Verlobte.“

„Unsinn!“

„Stehen Sie wirklich nicht im Begriff, Fräulein Blanche Charvet von Pierrefeu zu heirathen?“

„Die Leute sagen es allerdings, aber —“

„Deshalb versprach ich ihr, mit Ihnen zu sprechen und Sie, Herr Graf, noch heute auf die Mairie Ihres Districts zu begleiten.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Um Ihr Aufgebot zu bestellen.“

Paul von Morangis sah Herrn von Mas an, fing dann an zu lachen und sagte:

„Der Witz ist nicht übel, das muß ich sagen.“

„Meinen Sie?“

„Ja wohl.“

„Zufällig ist es aber kein Witz.“

„Wie, Sie hätten Fräulein von Pierrefeu wirklich versprochen —“

„Daß Sie binnen zehn Tagen mit ihr vermählt sein sollen.“

„Abgeschmackte Geschichten!“

„Ich habe es ihr sogar zugeschworen.“

„Da haben Sie sehr Unrecht daran gethan, lieber Freund, denn diesen Schwur können Sie nicht halten.“

„Ich bitte um Entschuldigung. Für den Fall, daß Sie sich weigerten, habe ich geschworen, Sie zu tödten.“

Die Blicke der beiden jungen Männer begegneten sich und es war, als ob zwei blanke Klingen zusammenklirrten.

„Ich verstehe“, sagte der Graf; „Sie sind Blanche's Ritter.“

„Ich bin ihr Beschützer und Sie sollen ihrem Namen keinen Makel zufügen.“

„Genug, mein Herr!“ sagte der Graf in kaltem, stolzem Tone.

„Sie haben die Wahl der Waffen“, sagte Herr von Mas.

„Und Sie die Wahl der Stunde.“

„Lassen Sie es sofort geschehen“, sagte Herr von Mas.

„Aber wo?"

„Hier."

„Sie scherzen wohl?"

„O nein; es ist mein völliger Ernst. Wir können aus dem Waffenladen da drüben Degen holen lassen und die hier anwesenden Herren können unsere Secundanten sein."

„Der Teufel auch! Die Idee hat aber wirklich etwas Originelles", sagte der Graf. „Ein solches Duell wird Aufsehen in der Welt machen."

Dann drehte er sich herum und rief laut:

„Höre, Gustav, weißt Du, was Herr von Mas mir zu sagen hatte?"

„Das kann ich nicht errathen."

„Er erinnerte mich, daß wir noch eine alte Rechnung zu erledigen hätten."

„Von welcher Art?"

„O, von der Art, die nur mit dem Degen ausgeglichen wird."

Als die vier andern jungen Herren diese Worte hörten, sprangen sie auf und riefen fast in einem Athem:

„Was! ein Duell — ein Zwist? Was denkt Ihr? Zwei Mitglieder eines und desselben Clubs?"

„Nur sachte, meine Herren", sagte Herr von Mas lächelnd. „Der Graf von Morangis und ich sind übereingekommen, in Bezug auf den Beweggrund unseres Zwistes Schweigen zu bewahren."

Dann wendete er sich zu dem Baron von Rastenberg und setzte hinzu:

„Vielleicht haben Sie die Güte, lieber Baron, hinüber zu Devisme, dem Waffenhändler zu gehen. Er kennt uns Alle und wird gern bereit sein, uns Degen zu leihen.“

Der über alle Maßen erstaunte Baron wollte gegen diesen Auftrag protestiren.

„Ich bitte Sie, lieber Baron, gehen Sie“, sagte Paul von Morangis ebenso kaltblütig als sein Gegner. „Chaumont und Sie, Oscar, werden meine Secundanten sein, nicht wahr?“

„Aber wo soll das Duell stattfinden.“

„Hier.“

„Unsinn! Das ist ja unmöglich.“

„Durchaus nicht. Hier ist ein Teppich und die Tische können wir auf die Seite schieben. Die Sache ist hier eben so gut ausführbar, wie auf einem Fechtboden.“

„Und der Kampf soll sofort stattfinden?“

„Ja wohl, unverzüglich. Bitte, gehen Sie, Baron.“

Der kleine, blonde Mann mit dem rothen Schnurbart ging demgemäß, um die Waffen zu holen.

Er war kaum fort, so ward leise an der Thür gepocht.

„Herein!“ rief Gustav Chaumont.

Ein Mann von eigenthümlichem Aussehen, welchen der Graf von Morangis sofort erkannte, erschien auf der Schwelle.

„Meine Herren,“ sagte er höflich, „ich bin Arzt und Wundarzt und unter dem Namen Dr. Samuel

bekannt. Da hier ein Duell stattfinden soll, so sind meine Dienste vielleicht von Nutzen."

„Tausend Dank, mein Herr," entgegnete der Graf; „wir nehmen Ihr Anerbieten an."

Nach einer Weile kam der Baron von Rastenberg zurück und brachte ein Paar Degen in einer Scheide von grüner Serge mit.

Der Nachkomme der Vidames dachte mittlerweile immer noch über den Glanz seines fabelhaften Stammbaums nach.

Fünfzehntes Capitel.

Ein alter Groll.

Wir verließen Nana, als sie sich beeilte, Paul von Morangis zu bewillkommen, nachdem sie Herrn Luxor in ihr Boudoir eingeschlossen.

Der Graf war in seinem kleinen, geschlossenen Wagen mit dem Kutscher in seiner Morgen-Livrée gekommen.

Er selbst trug ganz einfach einen bis an das Kinn herauf zugeknöpften, schwarzen Frack.

Nachdem Nana ihm entgegengeeilt, blieb sie, sobald die Thür sich öffnete, um den Grafen einzulassen, von ihrer Gemüthsbewegung überwältigt stehen.

„Guten Morgen, Nana!" sagte der junge Mann, indem er Hut und Handschuhe nachlässig auf das Sopha warf.

Nana stieß einen Freudenschrei aus und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Bist Du endlich da!“ rief sie.

„Na,“ sagte er kurz, „fängst Du mit Deinem Unsinn schon wieder an?“

Nana ließ ihre Arme sinken.

„Mein theuerster Paul!“ rief sie, „ich habe Dich ja eine ganze Woche lang nicht gesehen!“

Der Graf zuckte die Achseln.

„Ich muß Dir ein für allemal erklären, mein gutes Mädchen, daß ich blos komme, wenn ich Lust habe.“

„Ach, ich sehe schon. Du liebst mich nicht mehr,“ sagte Nana und ward bleich.

Paul ließ sie auf einem Stuhle Platz nehmen.

„Wir wollen uns doch mit einander zu verständigen suchen. Ich bin gern bereit, zuzugeben, daß Du sehr schön bist, aber ich habe niemals versprochen, meine ganze Zeit in Deiner Gesellschaft zuzubringen.“

„O, ich weiß, daß Du ein Weltmann bist und daß Deine Zeit sehr in Anspruch genommen ist.“

„Aber wenn ich auch keine anderweitigen Verbindlichkeiten zu erfüllen und gar nichts zu thun hätte, so würde ich doch deswegen schon aus Princip nicht öfter kommen.“

„Ach, Paul, Du liebst mich nicht mehr!“

„Was für ein Närrchen Du doch bist!“ sagte er, nochmals die Achseln zuckend. „Hast Du nicht Alles, was Dein Herz wünschen kann — ein elegantes Haus, einen Kutscher, eine Köchin, ein Kammermädchen und einen Groom? Abgesehen davon, daß ich Dir monatlich dreitausend Francs zahle —“

„O, ich bitte Dich, höre auf!“ rief Nana, vor Scham erröthend.

„Außerdem hast Du Deine volle Freiheit. —“

„Ja, aber Du liebst mich nicht.“

„Wie mir scheint, liebes Kind, erfreuest Du Dich aller Genüsse der Frauen, welche vergöttert werden,“ sagte Paul ironisch.

„Ach, Paul, mein geliebter Paul, wenn Du wüßtest, was ich während der letztvergangenen Woche gelitten habe!“

„Aber das ist ja unausstehlich!“ rief der junge Graf in brutalem Tone. „Ich kam, um mich hier unangenehmer Gedanken zu entschlagen, und nun bereitest Du mir eine sentimentale Scene! Adieu!“

Mit diesen Worten erhob er sich und ergriff seinen Hut.

„Paul!“ bat die arme Nana, „gehe nicht! Ach, wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe!“

„Das weiß ich nur zu wohl,“ entgegnete der Graf gähnend, „und es langweilt mich zu Tode. Adieu!“

Diese Worte berührten Nana's Herz wie ein eiskaltes Sturzbad. Sie gab keine Antwort, sie bewegte sich nicht, sie kreischte nicht auf, sondern stand wie versteinert in der Mitte des Zimmers und versuchte nicht, den jungen Mann zurückzuhalten, der sich hohnlächelnd entfernte.

Sie hörte den Schall seiner Fußtritte im Vorzimmer, dann das Zuwerfen der Thüre und das Rollen eines fortfahrenden Wagens.

Immer noch blieb Nana wie vom Donner gerührt stehen.

Zum Glück trat Marion ein und hatte nicht sobald einen Blick auf ihre Herrin geworfen, als sie auch schon errieth, was vorgegangen war.

„Der Graf ist ein Ungeheuer, Madame, das sage ich!“ rief sie. „Wenn Sie nun noch fortfahren, ihn zu lieben, so sind Sie ein Kind des Todes.“

Nana drückte die Hand auf's Herz und ward immer bleicher.

„Mein Himmel! Sie werden ja ohnmächtig, Madame,“ rief Marion, als sie Nana taumeln sah.

„Fürchte nichts“, entgegnete Nana.

Dann versuchte sie zu lächeln und setzte hinzu:

„Ich habe furchtbar gelitten, nun aber ist es vorüber, denn — ich habe aufgehört, ihn zu lieben.“

Und ihre Augen sprühten Feuer.

„O, o!“ sagte Marion ungläubig.

„Ich hasse ihn!“

Marion zuckte die Achseln.

„Ja, ich hasse ihn und will mich an ihm rächen!“ sagte das arme, irre geleitete Wesen.

Und während die Zofe verwundert zurücktrat, eilte Nana, die Thüre des Boudoirs zu öffnen und rief Herrn Luxor zu, herauszukommen.

Der Börsenspeculant sah sehr roth aus und befand sich in einem Zustande großer Aufregung.

Nana glaubte eine Thräne in seinen Augen zu sehen.

„Entschuldigen Sie", sagte er, „ich habe Alles gehört."

„Wirklich?" sagte Nana, ein wenig zusammenfahrend.

„Und ich halte diesen Menschen für den Herzlosesten, den es auf der Welt geben kann."

„Meinen Sie?" sagte Nana in seltsamem Tone. „Wie wäre es", fuhr sie fort, indem sie ihre kleine, weiße Hand dem Börsenmenschen bot, der sie enthusiastisch an seine Lippen drückte, „wie wäre es, wenn ich mich zu rächen wünschte?"

„Soll ich ihn umbringen?" fragte der Speculant, der sich auf einmal ganz kampflustig fühlte.

„Nein", sagte Nana, „das verlange ich nicht; ich bedarf bloß eines Theiles Ihres Geldes!"

„Es steht Ihnen zu Diensten!" rief Luxor, außer sich vor Freuden.

Nana dachte einige Augenblicke nach, dann sagte sie:

„Gehen Sie jetzt. Wenn Sie dinirt haben, kommen Sie wieder und wir werden weiter über die Sache sprechen."

Der Börsenspeculant stand im Begriff, etwas hierauf zu entgegnen, Nana aber wiederholte mit der Miene einer Königin ihren Befehl.

Nur wenige Minuten hatten für sie hingereicht, um über den Geldmenschen die absoluteste Herrschaft zu erlangen.

Dieser Mann, ohne Erziehung, der mit dem Hute auf dem Kopfe eingetreten war und sich unfeiner Ausdrücke bedient hatte, schlich jetzt demüthig davon und

verneigte sich mit der ganzen Höflichkeit eines Untergebenen.

Auch er fand seine Fassung nicht eher wieder, als bis er sich auf der Straße befand.

Sein Diener war abgestiegen und stand neben dem Pferde. Es war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, mit Schielaugen, niedriger Stirne und schmalen Lippen.

Sein Name war Jean Francois.

Als Herr Luxor wieder in seine Ponnychaise gestiegen war und die Zügel ergriffen hatte, trat Jean Francois, anstatt hinten aufzusteigen, vor, griff ehrerbietig an den Hut und sagte:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, darf ich mich neben Sie setzen?"

„Zu welchem Zwecke?" fragte der Börsenspeculant und machte große Augen, daß sein Diener sich unterstanden, so etwas zu verlangen.

„Ich könnte Ihnen einige wichtige Dinge mittheilen, mein Herr."

„Nun gut, so steig ein," sagte Luxor, den die geheimnisvolle Miene seines Dieners nicht wenig neugierig machte.

„Fahren Sie gefälligst nicht so rasch, Herr Luxor," sagte Jean Francois, nachdem er Platz genommen.

„Warum?"

„Weil ich Ihnen viel zu sagen habe. Sie werden sehen, was für ein treuer Diener ich bin."

„Aber was soll das heißen?" fragte der Geldmann, der mehr an Nana, als an etwas Anderes dachte.

„Sie müssen wissen, Herr Luxor, daß ich, ehe ich nach Paris kam, Obergärtner bei dem Baron von Nesles war."

„Den kenne ich nicht", sagte der Actienspeculant.

„Das hat nichts zu sagen. Der Baron hatte eine sehr hübsche Zofe und eine noch viel schönere Frau. Letztere war überdieß nicht bloß schön, sondern auch tugendhaft."

„Aber was zum Teufel geht das Alles mich an?" rief Herr Luxor, der nun die Geduld verlor.

„Sie werden es sogleich sehen. Eines Tages kam ein sehr hübscher junger Mann aus Paris und dieser gefiel der Baronin."

„Ah so!"

„Und ihrer Zofe ebenfalls."

„Schön!"

„Die Baronin kämpfte sehr, ihn nicht zu lieben, aber sie thut es doch und ist ganz vernarrt, wie —"

„Aber woher weißt Du das?"

„Der Kutscher des jungen Herrn, der soeben hier war, erzählte es mir und theilte mir auch mit, daß sein Herr mit der Baronin heute Abends eine heimliche Zusammenkunft haben wird."

„Und mit der Zofe wohl auch?" fragte der Börsenspeculant.

„O, diese ließ sich zuerst von ihm entführen und ist jetzt seine Maitresse."

„Was sagte denn die Baronin dazu?"

„Diese hat den eigentlichen Sachverhalt nicht erfahren."

„Und wie heißt denn dieser hoffnungsvolle junge Herr?“

„Graf von Morangis.“

„Was!“ rief Luxor und fuhr so heftig zusammen, daß er beinahe mit einer in diesem Augenblicke an ihm vorüberfahrenden Droschke zusammengerannt wäre; „derselbe, der in dem Hause war, aus welchem ich komme.“

„Ganz derselbe.“

„Also Nana's Geliebter?“

„Ich hatte ganz vergessen, Ihnen zu erzählen,“ sagte Jean Francois, „daß die feine Dame, welche jetzt Cashmirshawls trägt, das ehemalige Kammermädchen der Baronin ist.“

„Mag sie Kammermädchen oder Herzogin sein, so ist und bleibt sie immer ein reizendes Wesen,“ murmelte der Börsenspeculant.

„Sie lieben sie wohl, Herr Luxor?“

„Ja. Bis zum Wahnsinn.“

Jean Francois schielte seinen Herrn an und sagte dann:

„Sie werden sich vergeblich bemühen, Herr Luxor.“

„Meinst Du?“ fragte der dünkelhafte Börsenspeculant ungläubig.

„Ja, ich bin davon überzeugt.“

„Aber warum?“

„Weil Nana bis über die Ohren in den Grafen verliebt ist.“

„Jetzt aber haßt sie ihn.“

„Ach! auf eine Stunde vielleicht. Sobald er

wiederkommt, fällt sie ihm um den Hals und hat Alles vergessen."

Herr Luxor runzelte die Stirn.

Das, was Jean Francois sagte, war durchaus nicht unwahrscheinlich; auch zögerte er nicht, hinzuzusetzen:

„Und dann wird Nana Ihnen das Haus verbieten, Herr Luxor."

„Meinst Du?"

„Ach," fuhr der ehemalige Gärtner fort, „wenn Sie es wollten, so könnten Nana und der Graf verhindert werden, mit einander jemals wieder zusammenzukommen."

„Auf welche Weise ließe sich das thun?"

„Geben Sie mir nur Vollmacht, nach meinem Gutdünken zu handeln, und ich werde Nana und den Grafen zusammenhetzen."

„Aber werde ich Nutzen davon haben?"

„Ja wohl, ganz gewiß."

„Und wie ist Dein Plan?"

„Das ist mein Geheimnis — wenigstens bis morgen," sagte Jean Francois. „Ich hoffe jedoch," setzte er zögernd hinzu, „daß Sie auch etwas für mich thun werden, Herr Luxor."

„Ja wohl. Begehrst Du Geld?"

„Nun, wenn Sie mir vielleicht eine kleine Banknote von etwa tausend Francs schenken wollten, so wäre mir das nicht ganz unangenehm. Ueberdieß wünsche ich auch, daß Sie mir einen Brief an Mademoiselle Nana zu besorgen geben."

„Wann denn?“

„Heute noch.“

„Gut. Du glaubst also wirklich, die Beiden mit einander veruneinigen zu können? Wie willst Du das anfangen?“

„Morgen sollen Sie Alles erfahren,“ sagte Jean Francois in bestimmtem Tone.

Der Wagen war mittlerweile um die Ecke der Rue de l'Arcade gebogen, wo Herr Luxor wohnte, während sein neues Haus in den Champs Elisées erst vollständig eingerichtet ward, und die Ponnychaise verschwand durch den Thorweg eines sehr schönen Hauses.

„Nun,“ dachte Jean Francois, indem er seinem Herrn die Zügel abnahm, „nun Du impertinente, kleine Nana, werde ich mich bei Dir abfinden.“

Und ein grimmiges Lächeln umspielte die Lippen des ehemaligen Gärtners, der die arme Nana eines Abends so grausam verhöhnt, daß Mathuren, der Hirt, ihm einen Faustschlag versetzt hatte, als ob es gegolten hätte, einen Stier niederzuschlagen. ——

Nachdem der Graf von Morangis Nana verlassen, war er ganz kaltblütig zum Frühstück im Café Anglais gegangen, wo er, wie wir schon wissen, seine Freunde traf.

Hierher kehren auch wir in dem Augenblicke zurück, wo der kleine Baron Rastenberg die Degen brachte und Dr. Samuel seine Dienste angeboten hatte.

„Obschon ich nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen, Doctor,“ sagte Herr von Mas lächelnd, „so ist doch Ihr Anerbieten ein willkommenes.“

Der rothe Doctor verneigte sich, knöpfte seinen

Ueberrock auf und nahm sein Verbandzeug heraus, welches er auf den Tisch legte.

Gustav Chaumont sagte mittlerweile zu dem Grafen von Morangis:

„Lieber Paul, Du zweifelst doch nicht daran, daß ich Dein Freund bin?“

„Nein, nicht im mindesten,“ entgegnete der Graf.

„Aber,“ hob Chaumont, die Stirn runzelnd und zögernd wieder an, „Du siehst doch —“

„Du willst wohl nicht mein Secundant sein?“

„Das will ich nicht gerade sagen. Du siehst aber wohl ein, daß ich, obschon Dein Freund, doch auch nicht minder der des Herrn von Mas bin.“

„Ich auch,“ rief der Baron von Rastenberg.

„Und ich auch!“ wiederholte der Nachkomme des berühmten Ritters Jacquet le Verdâtre.

Nicht als ob der Vicomte von Chardonneret ein specieller Freund eines der beiden Kämpfer gewesen wäre: es lag ihm blos nichts daran, mit einem Duell, wenn auch nur als Secundant, etwas zu schaffen zu haben.

„Meine Herren,“ sagte Alphons von Mas, „erlauben Sie mir, einen Vermittlungsvorschlag zu machen.

Wie wäre es, wenn Sie Alle als gemeinschaftliche Secundanten sowohl für den Grafen von Morangis als für mich agirten?“

„Das geht nicht,“ sagte Gustav Chaumont.

„Sie können ja loosen, um zu sehen, wer von Ihnen vier meine Secundanten sind.“

„Ja, das ist ein guter Vorschlag.“

Herr von Mas ließ Papier, Feder und Tinte bringen, schrieb die vier Namen auf vier Zettel und warf dieselben in einen Hut, welchen er dem Grafen von Morangis präsentirte.

Der Graf zog zwei von diesen Zetteln und als man dieselben aufrollte, fand man, daß die Namen Rastenberg und Chaumont darauf standen.

„Somit wäre diese Schwierigkeit beseitigt,“ bemerkte Letzterer.

„Meine Herren,“ sagte Herr von Mas, „nun hält Sie nichts mehr ab, sich über die Präliminarien zu verständigen.“

Nachdem er dieß gesagt, trat er an ein Fenster, öffnete dasselbe und begann eine Cigarre zu rauchen.

Mittlerweile stand der Graf von Morangis zufällig neben dem Doctor und Letzterer flüsterte ihm zu:

„Ich witterte einen Zwist, als ich Herrn von Mas sehr bleich hier hereingehen sah und fragen hörte, ob Sie zugegen wären.“

„Wirklich?“ sagte der Graf.

„Herr von Mas ist ein guter Fechter.“

„Der bin ich auch.“

„Seien Sie vorsichtig und kaltblütig.“

„Das werde ich. Doch still!“

Die Beiden konnten ihre Conversation nicht weiter fortsetzen, denn die Secundanten hatten ihre Conferenz beendet und maßen eben die Degen.

„Kommen Sie, meine Herren,“ sagte Gustav Chaumont.

Die beiden Gegner näherten sich.

Gustav Chaumont verschloß die Thüre, während der Baron und Eugen Renaud die Tische aus dem Wege schoben.

„Meine Herren,“ sagte Letzterer dann zu den Kämpfenden, „Sie werden die Klingen auf drei Zoll engagiren und vom Kampfe abgehen, sobald Blut geflossen ist.“

„Auf diese letztere Bedingung kann ich nicht eingehen,“ sagte Herr von Mas.

„Ich auch nicht,“ setzte der Graf hinzu.

„Erlauben Sie, meine Herren,“ bemerkte Gustav Chaumont. „Sie können sich immerhin schlagen, bis einer von Ihnen fällt, nur müssen Sie bedacht sein, einander nicht ungeschickt zu verwunden, denn bei dem ersten Tropfen Blut werden wir uns sämmtlich zurückziehen und Ihnen freistellen, den Kampf morgen mit anderen Secundanten wieder zu beginnen.“

„Damit bin ich einverstanden,“ sagte Alphons von Mas.

„Ich auch,“ stimmte der Graf bei.

„Nun denn, die Röcke herunter!“

Die Gegner entledigten sich demgemäß ihrer Röcke, Westen und Cravatten, worauf Jeder den Degen ergriff, der ihm dargereicht ward.

Auf ein gegebenes Signal legten die Gegner sich aus und kreuzten die Klingen.

Der rothe Doctor hatte Recht gehabt, als er versicherte, daß Alphons von Mas ein guter Fechter sei; aber auch der Graf von Morangis hatte mit Recht be-

hauptet, daß er seinem Gegner in dieser Beziehung vollkommen gewachsen wäre.

Der Kampf dauerte daher mehrere Minuten, ohne daß es einem der beiden Duellanten gelang, den andern zu berühren.

Endlich jedoch gab der Graf sich unvorsichtiger Weise eine Blöße und Herr von Mas versetzte ihm einen Stich in die Schulter.

Die Klinge durchstieß zufällig einen Nerv und der dadurch verursachte Schmerz war so heftig, daß der Graf ein lautes Stöhnen hören ließ und der Degen seiner Hand entsank.

Die Secundanten traten sofort dazwischen.

„O, es ist nichts! blos ein Ritz!“ rief der Graf wüthend und wollte seinen Degen aufheben.

„Entschuldige, Freund.“ sagte Chaumont, „Dein Blut fließt.“

„Ich sage Dir aber, es ist nichts,“ wiederholte der Graf. „Laß uns doch gehen.“

„Ich kann nicht.“

„Wohlan denn, mein Herr,“ sagte der Graf zu seinem Gegner, „dann wollen wir morgen wieder beginnen.

„Ja wohl, Graf,“

„Der Doctor näherte sich und nachdem er, ohne die mindeste Gemüthsbewegung, die Wunde des Grafen untersucht, bemerkte er:

„Morgen dürfte eine Fortsetzung des Kampfes nicht wohl möglich sein.“

„Warum nicht, Doctor?“ fragte Paul.

„Weil Sie, ehe noch zehn Minuten vergehen, nicht im Stande sein werden, Ihren Arm zu bewegen. Sie werden wenigstens vier Wochen das Zimmer hüten müssen."

Nachdem der Doctor diesen Ausspruch gethan, begann er die Wunde zu verbinden.

„Seien Sie unbesorgt, Herr von Mas," sagte der Graf, indem er sich nach seinem Gegner herumdrehte.

„Ich werde Ihre Wiederherstellung abwarten," sagte Alphons von Mas, indem er sich verbeugte.

„Das ist nicht nöthig. Morgen schlagen wir uns auf Pistolen."

„Aber Sie werden den rechten Arm in der Schlinge tragen müssen," bemerkte der Doctor.

„Ich bin links," sagte der Graf lächelnd.

„Ist Ihr Wagen unten, Herr Graf?" fragte der Doctor, welcher nun seinem Patienten den Rock anziehen half, nachdem er den einen Aermel desselben aufgeschlitzt hatte.

„Ja, Doctor," sagte der Verwundete.

„Nun, dann fahren Sie nach Hause und ich werde Sie begleiten," sagte Doctor Samuel. „Sie müssen sich sofort zu Bette legen."

Dann senkte er die Stimme und fügte hinzu:

„Gestatten Sie keinem dieser Herren, uns zu begleiten."

„Warum nicht?"

„Weil ich mit Ihnen allein zu sein wünsche."

„Meine Herren," sagte Paul von Morangis ,um

meiner guten Mutter den Schreck zu ersparen, wird der Doctor mich mit in seine Wohnung nehmen."

„Wir begleiten Dich," sagte Gustav Chaumont.

„Nein, das wünsche ich durchaus nicht," sagte der Graf in entschiedenem Tone.

Und mit diesen Worten verließ er, auf den Doctor gestützt, das Zimmer.

„Zum Glück war das Café in diesem Augenblicke beinahe leer und der Graf und sein Arzt stiegen in den Wagen, ohne irgend welche Neugier zu erregen.

„Ich werde Sie wirklich mit mir nach Hause nehmen, lieber Sohn," sagte der Doctor, nachdem er Platz genommen.

„Sie scherzen!"

„Nein, nein, wir müssen, wie Sie schon bemerkten, Ihrer Mutter den Schreck ersparen."

„Unsinn!" sagte der Graf. „Ich kann nach Hause fahren, ohne daß meine Mutter etwas von der Sache erfährt."

„Das kann wohl sein, zufällig aber möchte ich gerne etwas mit Ihnen besprechen."

„Erlauben Sie mir," sagte der Graf, indem er wieder seinen hochmüthigen Ton annahm, „Sie zu fragen, wie es kam, daß Sie bei dem soeben stattgehabten Auftritt zugegen waren?"

„Ich war Ihnen gefolgt."

„Mit welchem Recht, möchte ich wissen?"

„Sind Sie nicht mein Sohn?"

„Mein Herr!"

„Ueberdieß interessire ich mich für Ihre Angelegenheiten.“

„In der That, ich bin Ihnen ungemein verbunbunden,“ sagte der Graf ironisch.

„Deshalb will ich Ihnen auch sofort sagen, daß ich nicht die Wahrheit sprach, als ich vorhin sagte, Sie würden Ihren Arm einen ganzen Monat in der Schlinge tragen müssen, denn die Wunde wird wahrscheinlich schon morgen so ziemlich geheilt sein.“

„Aber was soll dann —“ begann der junge Mann —

„Sie haben kein gutes Gedächtnis, mein Sohn,“ unterbrach der Doctor mit seinem mephistophelischen Lächeln. „Sie haben die Baronin vergessen.“

„Wie? Pauline?“

„Ja. Sie will Ihnen ein Rendezvous geben und ich wünsche, daß Sie dasselbe halten.“

„Wirklich?“ sagte der Graf, indem er den Doctor mit kaltem Blick betrachtete. „Was geht diese ganze Sache Sie an?“

Der Doctor lächelte.

„Das sollen Sie ein andermal erfahren.“

Dann ließ er das Wagenfenster herunter und rief dem Kutscher zu:

„Fahrt nach dem Hotel Luxembourg, Rue St. Honoré.“

„Zehn Minuten später führte der rothe Doctor den Grafen in eine kleine Reihe von Gemächern, welche er in der ersten Etage bewohnte, und sagte:

„Ihre Mutter ist wohl daran gewöhnt, daß Sie häufig außerhalb des Hauses speisen?"

„Ja wohl."

„Dann wird sie also Ihretwegen weiter nicht in Unruhe sein?"

„Nein."

„Sehr gut. Dann werden Sie bei mir speisen. Hier sind Cigarren und hier sind Zeitungen. Vertreiben Sie sich damit, so gut Sie können, die Zeit bis zu meiner Rückkehr."

„Werden Sie lange ausbleiben?"

„Ein paar Stunden."

„Ein sonderbarer Mensch!" murmelte Paul, indem er sich der Länge nach auf das Sopha streckte, sich eine Cigarre anzündete und dann zu lesen begann.

Es vergingen zwei Stunden und dann eine dritte; der Doctor kam aber immer noch nicht wieder zum Vorschein.

Der Graf begann die Geduld zu verlieren.

„Zum Henker, ich bin hungrig!" rief er. „Was soll ich länger warten, wenn der Mann nicht Wort hält?"

Mit diesen Worten erhob er sich vom Sopha und stand im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als Jemand leise an die Thüre pochte.

Auf den Ruf „Herein!" trat ein Briefträger ein und überreichte dem Grafen einen Brief.

Der Graf erbrach rasch das Siegel und las, wie folgt:

„Der rothe Doctor bittet den Grafen von Morangis um Entschuldigung, daß er nicht, wie er ver-

sprochen, mit ihm diniren kann. Er muß an dem Lager eines sterbenden Patienten bleiben. Der Graf von Morangis wird daher am besten thun, anderswo zu diniren, damit er sich um acht Uhr, der Stunde, wo er erwartet wird, in der Allee Lord Byron einfinden kann."

„Immer seltsamer!" murmelte der junge Graf, der sofort seinen Rock zuknöpfte und seinen Arm in eine aus einem blauseidenen Taschentuch gefertigte Schlinge legte.

Dann verließ er das Haus und ging in die Rue Royale, um hier bei Durand zu speisen.

„Ohne Zweifel schlägt das Herz der schönen Pauline immer schneller", dachte er, während er ein mit Trüffeln gefülltes Rebhuhn schmauste.

Nachdem er damit fertig war, trank er seinen Caffee, rauchte seine Cigarre und erwartete mit der größten Geduld die verhängnisvolle Stunde.

Halb acht Uhr ging er zu Fuße fort und schlenderte langsam die Rue St. Honoré hinauf, wie Jemand, der nicht die mindeste Eile hat, das Ziel seiner Bestimmung zu erreichen.

So gelangte er endlich in die Allee Lord Byron.

Diese kleine Nebenstraße ist gewöhnlich menschenleer und die wenigen Häuser, aus denen sie besteht, gleichen eben so vielen Mausoleen.

Von der Droschke, welche Pauline in ihrem Briefe erwähnt, war noch keine Spur zu sehen.

Als der Graf seine Uhr zu Rathe zog, fand er, daß nur noch fünf Minuten auf acht Uhr fehlten.

„Da Pauline so rasend in mich verliebt ist, so wird sie hoffentlich auch pünctlich sein", sagte er bei sich selbst.

Hier bewog ihn das Geräusch rollender Räder, sich umzudrehen und er sah eine Droschke, von einem kräftigen Pferd gezogen, welches sich in weit besserem Zustande befand, als mit Droschkengäulen sonst der Fall zu sein pflegt.

Es dauerte nicht lange, so fuhr der Wagen an dem Grafen vorüber.

Letzterer warf einen Blick in das Innere der Droschke und sah, daß dieselbe leer war.

„Seid Ihr bestellt, Kutscher?" fragte er.

„Das kommt darauf an", sagte der Kutscher. „Wohin wünschen Sie zu fahren?"

„Wohin Ihr wollt," antwortete Paul.

Der Kutscher machte sofort Halt, stieg ab und öffnete ehrerbietig die Thür des Wagens, indem er sagte:

„Wollen Sie die Gnade haben, einzusteigen?"

Sechzehntes Capitel.

Ein geheimnisvoller Brief.

Als die alterthümliche Uhr auf der Treppe des schönen Hauses, welches der Baron von Nesles in Paris besaß, vier schlug, saß die Baronin in einem schönen, mit orangenfarbenem Seidenstoff tapezirten Boudoir, dessen Fenster auf den Garten gingen.

Sie saß in der Nähe eines halb geöffneten Fensters und warf einen schwermüthigen Blick auf die

schönen, großen Bäume, welche vor ihr standen, während sie mechanisch die Blätter eines Buches umwendete, ohne zu lesen oder dieß auch nur zu versuchen.

Dann und wann drehte sie sich nach der auf dem Caminsims stehenden Pendule herum.

„Wie langsam doch die Zeit vergeht!“ murmelte sie. „Ach, mein Himmel!“

Jemand pochte leise an die Thür.

Die Baronin erschrack und rief:

„Wer ist da?“

„Ich bin es“, war die Antwort, bei welcher Paulinen's Herz vor Furcht erbebte, denn sie erkannte die Stimme ihres Gemals.

Die Thüre öffnete sich und herein trat der Baron von Nesles in Reisekleidern und mit Staub bedeckt.

„Du!“ rief Pauline außer sich vor Erstaunen und Bestürzung.

Der Baron küßte seine Gattin zärtlich und sagte:

„Du bist wohl nicht wenig überrascht, mich zu sehen?“

„Allerdings“, entgegnete die Baronin, deren Gemüthsbewegung kaum für Ueberraschung gelten konnte.

„Es sind“, fuhr der Baron von Nesles fort, „erst zwei Tage nach dem Abend vergangen, an welchem Du mich verließest.“

„Aber, mein lieber Raoul“, sagte die Baronin mit ihrem freundlichsten Lächeln und mit jener wunderbaren Geistesgegenwart, welche den Frauen in dem entscheidenden Moment niemals untreu wird, „ich bitte

Dich, erkläre Dich deutlicher und sage mir, weshalb und warum Du so bald schon kommst."

„Das ist ein Geheimnis," sagte der Baron lächelnd, indem er die Arme verschränkte und Ton und Geberden eines Bühnenhelden nachahmte.

„Ich bin keine Freundin von Geheimnissen", sagte seine Gattin. „Mache daher keine langen Umschweife."

„Nun so höre."

Mit diesen Worten nahm der Baron neben seiner Gattin Platz, ergriff eine ihrer Hände und bemerkte lächelnd:

„Du weißt, liebes Kind, daß wir im Zeitalter der Eisenbahnen und Entdeckungen leben. Alles reist jetzt schnell, selbst die Todten, wie der deutsche Dichter Bürger sagt."

„Warum die Todten?"

„Leider ist es so. Wir haben Trauer, liebes Kind. Du brauchst aber deswegen nicht zu erschrecken. Es handelt sich um einen Verwandten, den wir nie, auch nur mit einem Auge, gesehen haben, einen Chevalier von Nesles, der während der französischen Emigration in Deutschland geboren ward und der seit der letzten vierzig Jahre in Paris gelebt hat, ohne daß ich oder mein Cousin, der Marquis, auch nur die mindeste Ahnung davon gehabt haben."

„Aber was hat das mit Deiner Reise hierher zu thun?" fragte die Baronin immer mehr erstaunt.

„Lies diesen Brief," sagte der Baron. „Ich erhielt denselben gerade zwei Stunden, nachdem Du mit Camilla abgereist warest und ich mich darein ergeben

hatte, eine Woche allein und ohne Dich und unser Kind zu verleben. Du kennst wohl die Handschrift?"

„Ja, es ist die Deines Anwalts."

„Sehr richtig. Er meldet mir, daß der Chevalier von Nesles einen andern Namen angenommen hatte, unter welchem er auch begraben worden wäre, wenn er nicht einige Papiere hinterlassen hätte. Er ist in einer elenden Wohnung gestorben, ohne ein Testament gemacht zu haben, und hinterläßt ein bedeutendes Vermögen, welches nun dem Marquis und mir zufällt."

„So so," sagte die Baronin mit der größten Gleichgültigkeit.

„Es ist Dir das wohl gar nicht lieb?" fragte der Baron.

„O, das schon, aber wir sind auch ohnehin reich genug."

„Es wird uns aber in den Stand setzen, noch ein wenig mehr Gutes zu thun," antwortete der Baron.

„Wohlan, wir wollen nehmen, was die Vorsehung uns schenkt. Also deswegen bist Du so in aller Eile nach Paris gekommen?"

„Allerdings. Ich bin soeben mit meinem Koffer in einer Droschke angelangt, welche ich auf der Eisenbahnstation genommen."

Während ihr Gatte sprach, hatte Pauline mehrmals nach der Uhr geblickt und ihre Unruhe stieg immer höher. Dennoch versuchte sie, der Situation kühn die Stirn zu bieten.

„Ich wollte, alle Erbschaften wären beim Henker!" rief sie.

„Warum das?“

„Weil eine solche Dich hierhergeführt hat, lieber Raoul,“ entgegnete sie mit schalkhaftem Lächeln. „Das unabhängige Leben, welches ich eine Woche lang zu führen gedachte, ist dadurch völlig zu Wasser gemacht worden“

„Oho!“ lachte der Baron.

„Heute Abend zum Beispiel wollte ich außer dem Hause diniren, nämlich —“

„Still, still! Sage mir nicht, wo“, unterbrach der Baron lachend. „Ich bin viel zu discret, als daß ich so etwas zu wissen verlangte.“

„Wie kommt das?“

„Weil es mir ohnehin nicht möglich sein würde, mit Dir zu diniren.“

„Ah!“

„Ich muß zu Julien, dem Marquis, gehen, um Einiges mit ihm zu besprechen.“

Pauline athmete freier auf.

„Wirst Du spät wieder nach Hause kommen?“ fragte sie.

„Gegen Mitternacht. Du wohl auch?“

„O pfui!“ sagte die Baronin, indem sie lächelnd den Finger emporhob. „Ich beobachte solidere Stunden.“

Der Baron verließ, nachdem er seiner Gattin freundlich „Lebewohl“ gesagt, das Zimmer und ging hinauf in das seinige, um die Kleider zu wechseln.

Während er so beschäftigt war, hörte er einen Wagen in den Hof hereinfahren. Es war ein Miethwagen, welche für die Baronin geholt worden, denn

während des Sommers und Herbstes ließ der Baron seinen Kutscher und seine Pferde in der Provinz.

„Wo muß sie nur diniren wollen?“ sagte er bei sich selbst.

Die Baronin kam fast sofort nach dem Vorfahren des Wagens herunter und stieg ein. Sie war sehr einfach gekleidet und ihre schwarze Robe ward durch einen langen, breiten Shawl fast ganz verdeckt.

„Sie ist wie zu einer Reise gekleidet,“ dachte der Baron von Nesles, während er sein Rasirmesser auf dem Streichriemen schärfte. „Wo muß sie nur hinwollen?“

Dennoch war seine Miene durchaus keine finstere, ja er lächelte vielmehr, nachdem Pauline in den Wagen verschwunden war und sagte bei sich selbst:

„Das gute, liebe Weib!“

Er liebte sie jetzt noch eben so zärtlich wie in den ersten Tagen ihres Ehestands.

Sobald er sich angekleidet hatte, verließ er das Haus, um seinen Cousin, den Marquis Julien von Nesles, zu besuchen, der auf dem andern Seineufer in einem reizenden, kleinen Hotel wohnte, welches er sich am Ausgange der Rue Blanche erbaut hatte.

Der Baron machte einen großen Theil dieses Wegs zu Fuße und erst nachdem er die Brücke und den Carousselplatz überschritten, nahm er eine Droschke und fuhr die Rue de Richelieu hinunter. Es war erst fünf Uhr, als er den Boulevard erreichte und das in der Nähe der Passage Jouffroy befindliche Local seines Clubs betrat.

Es war jetzt gerade der Augenblick, wo Epikuräer Absynth zu trinken pflegen, um sich Appetit zum Diner zu machen.

Der Baron, welcher eingetreten war, ohne einen Wagen zu bemerken, der ihm seit einiger Zeit von Weitem gefolgt war, ging auf einen Tisch zu, an welchem ein General von X. und drei junge Männer saßen und Whist spielten.

Einer der letzteren war Eugen Renaud, den wir als den Freund des Nachkommen der Vidames kennen. Er nahm jetzt, während der General Karte gab, Gelegenheit, zu bemerken:

„Wissen Sie, General, daß das kürzlich erlassene Gesetz wegen der Adelstitel großen Rumor in der Welt macht? Diejenigen, welche Titel haben, fürchten, sie zu verlieren, während Die, welche keine haben, eifrig trachten, deren um jeden Preis zu erlangen. Die Adelskanzlei wird tüchtig zu thun bekommen, wenn ihr nicht von einigen rechtschaffenen Leuten Beistand geleistet wird."

„Was für rechtschaffene Leute meinen Sie?" fragte der General.

„Moderne Genealogen," sagte Eugen Renaud ironisch lächelnd und setzte dann hinzu: „Wir haben selbst einen Freund, der es für eine Bagatelle von zehntausend Francs möglich zu machen gewußt hat, seine Abstammung bis auf die Kreuzzüge zurückzuführen."

„Eine hübsche Bagatelle!" sagte der General.

„Aber mein werther Herr," sagte der Baron von Nesles zu Eugen Renaud, „warum wenden Sie sich nicht auch an einen dieser rechtschaffenen Leute? Viel-

leicht würden Sie auf diese Weise entdecken, daß Sie von einem Herzog aus der Zeit Karls des Großen abstammen."

Ehe Eugen Renaud antworten konnte, trat der Baron von Rastenberg ein und fragte Letzteren:

„Haben Sie Morangis besucht?"

„Nein."

„Oder wissen Sie, wie es mit ihm geht?"

„Nein, auch nicht."

„Ist Morangis krank?" fragte der Baron von Nesles.

„Er ist in die Schulter verwundet."

„Wie? Wohl in einem Zweikampf?"

„Ja."

„Und mit wem hat er sich geschlagen?"

„Mit Herrn von Mas. Das Duell fand heute Morgens im Café Anglais statt. Wir fungirten als Secundanten."

„Was war die Ursache des Streites?" fragte der Baron.

„Davon haben wir nicht den mindesten Begriff. Ohne Zweifel aber ist eine Dame die Veranlassung des Zwistes."

„Wahrscheinlich", stimmte der Baron bei.

„Besonders da Morangis für diesen Abend ein geheimnisvolles Rendezvous hat."

„So," sagte der Baron mit vollkommener Gleichgiltigkeit.

„Ja, in der Allee Lord Byron, wo er einer Droschke begegnen soll."

„O pfui, meine Herren! Morangis ist kein Ladendiener, sondern hält seinen Dulcineen feine Equipagen."

„Ja, ja, aber dieser Miethwagen soll ihn vielleicht nach einem Palaste bringen."

Gerade in diesem Augenblicke sah der Baron einen Commissionär eintreten, welcher auf ihn zukam und ihm ein Billet überreichte.

Neugierig öffnete er dasselbe und las, wie folgt:

„Die Baronin Pauline von Nesles hat heute Abends ein Rendezvous mit dem Grafen Paul von Morangis. Der Baron kann sich von dieser Thatsache überzeugen, wenn er heute Abends zwischen acht und neun Uhr nach dem Bois de Boulogne geht und in die kleine Villa Nr. 19 eintritt."

Der Brief hatte keine Unterschrift.

Der Baron zuckte zusammen und ward bleich.

„Mein Himmel, was ist Ihnen so plötzlich?" fragte der General.

„Nichts", entgegnete der Baron und raffte seine ganze Standhaftigkeit zusammen, um sich von dem Donnerschlage, der ihn getroffen, nicht zu Boden werfen zu lassen. „Ich erhalte bloß soeben die Nachricht, daß ein Freund von mir krank geworden ist. Entschuldigen Sie, meine Herren, ich muß Sie unverweilt verlassen."

Mit diesen Worten ergriff der Baron seinen Hut und taumelte wie ein Betrunkener nach der Thüre. Während er die Treppe hinunter ging, sah er sich mehrmals genöthigt, sich an das Geländer zu halten.

„Lebe ich noch oder sterbe ich?" fragte er sich.

Siebzehntes Capitel.

Jean Francois verrechnet sich.

Während der Baron von Nesles von der Mittheilung, die er durch den geheimnisvollen Brief erhalten, wie vernichtet war, ertheilte Herr Luxor seinem Kutscher Jean Francois eine Audienz.

Als er Nana verlassen, war er erst nach Hause und dann nach der Actienbörse gefahren.

„Alles hat seine Zeit", sagt König Salomo und Herr Luxor hatte sich nicht ein Einkommen von hunderttausend Francs jährlich erworben, ohne tüchtig gearbeitet zu haben.

Sein Geschäftstakt, sein Eifer, seine Umsicht und seine daraus hervorgegangenen Triumphe waren seinen Mitarbeitern wohlbekannt.

Als er die Börse verlassen, war er nach Hause zurückgekehrt und hatte in seinem Schreibzimmer mit mehreren Leuten, die von seinen zwei Millionen abhängig waren, Besprechungen gehabt.

Als der Letzte dieser Leute sich entfernt hatte, trat Jean Francois ein.

„Nun, da bist Du ja", sagte der Actienspeculant. „Du willst einen Brief an Nana haben?"

„Sehr richtig."

„Aber was soll ich schreiben?"

„Was Ihnen beliebt, Herr Luxor", sagte Jean Francois nachlässig.

„Wie meinst Du das?"

„Wollten Sie Ihr nicht heute einen Besuch machen?"

„Ja. Um acht Uhr."

„Nun gut, dann schreiben Sie ihr, Sie würden in Folge wichtiger Abhaltung erst um neun Uhr kommen können. Das genügt."

„Und was soll dieser Brief nützen?"

„Ich brauche ihn bloß, weil ich Mademoiselle Nana zu sprechen wünsche."

„Ah so!"

„Ich will ihr sagen, daß der Graf von Morangis die Baronin von Nesles liebt."

„Bravo!" rief Herr Luxor.

Dann runzelte er jedoch die Stirne und setzte hinzu:

„Doch nein; obschon ich mein Vermögen an der Börse erworben habe, so bin ich doch nicht ein Mensch ohne alles Gefühl."

Der Börsenspeculant stockte, während Jean Francois ihn erstaunt und erwartungsvoll ansah.

„Die Frauen sind rachsüchtig", hob Luxor nach einer Weile wieder an. „Wenn nun Nana zu dem Baron ginge und ihm Alles hinterbrächte, was würde dann aus der unglücklichen Baronin werden? Ich mag nicht schuld an dem Unglücke eines Menschen sein."

„O, seien Sie unbesorgt, Herr Luxor", sagte Jean Francois, der diesen Einwand vorausgesehen hatte. „Nana wird den Grafen nie wieder sehen und der Baron wird nicht das Mindeste erfahren."

„Nun, dann mag es sein", sagte der Geldmann, indem er sich an sein Schreibpult setzte und ein kurzes

Siebzehntes Capitel.

Jean Francois verrechnet sich.

Während der Baron von Nesles von der Mittheilung, die er durch den geheimnisvollen Brief erhalten, wie vernichtet war, ertheilte Herr Luxor seinem Kutscher Jean Francois eine Audienz.

Als er Nana verlassen, war er erst nach Hause und dann nach der Actienbörse gefahren.

„Alles hat seine Zeit", sagt König Salomo und Herr Luxor hatte sich nicht ein Einkommen von hunderttausend Francs jährlich erworben, ohne tüchtig gearbeitet zu haben.

Sein Geschäftstakt, sein Eifer, seine Umsicht und seine daraus hervorgegangenen Triumphe waren seinen Mitarbeitern wohlbekannt.

Als er die Börse verlassen, war er nach Hause zurückgekehrt und hatte in seinem Schreibzimmer mit mehreren Leuten, die von seinen zwei Millionen abhängig waren, Besprechungen gehabt.

Als der Letzte dieser Leute sich entfernt hatte, trat Jean Francois ein.

„Nun, da bist Du ja", sagte der Actienspeculant. „Du willst einen Brief an Nana haben?"

„Sehr richtig."

„Aber was soll ich schreiben?"

„Was Ihnen beliebt, Herr Luxor", sagte Jean Francois nachlässig.

„Wie meinst Du das?"

„Wollten Sie Ihr nicht heute einen Besuch machen?"

„Ja. Um acht Uhr."

„Nun gut, dann schreiben Sie ihr, Sie würden in Folge wichtiger Abhaltung erst um neun Uhr kommen können. Das genügt."

„Und was soll dieser Brief nützen?"

„Ich brauche ihn bloß, weil ich Mademoiselle Nana zu sprechen wünsche."

„Ah so!"

„Ich will ihr sagen, daß der Graf von Morangis die Baronin von Nesles liebt."

„Bravo!" rief Herr Luxor.

Dann runzelte er jedoch die Stirne und setzte hinzu:

„Doch nein; obschon ich mein Vermögen an der Börse erworben habe, so bin ich doch nicht ein Mensch ohne alles Gefühl."

Der Börsenspeculant stockte, während Jean Francois ihn erstaunt und erwartungsvoll ansah.

„Die Frauen sind rachsüchtig", hob Luxor nach einer Weile wieder an. „Wenn nun Nana zu dem Baron ginge und ihm Alles hinterbrächte, was würde dann aus der unglücklichen Baronin werden? Ich mag nicht schuld an dem Unglücke eines Menschen sein."

„O, seien Sie unbesorgt, Herr Luxor", sagte Jean Francois, der diesen Einwand vorausgesehen hatte. „Nana wird den Grafen nie wieder sehen und der Baron wird nicht das Mindeste erfahren."

„Nun, dann mag es sein", sagte der Geldmann, indem er sich an sein Schreibpult setzte und ein kurzes

Briefchen schrieb, in welchem er sagte, das Geschäft könne um der Liebe willen nicht gänzlich hintangesetzt werden und seine Herzenskönigin möge es deshalb nicht übel nehmen, wenn er, anstatt um acht, erst um neun Uhr erschiene.

Dann brach er das Billet zusammen und übergab es Jean Francois, der es in die Tasche steckte, dann aber immer noch unbeweglich stehen blieb.

„Nun, worauf wartest Du noch?" fragte sein Herr.

„Entschuldigen Sie, Herr Luxor, Sie versprachen mir eine Tausendfrancsnote."

„Allerdings."

„Nun denn", fuhr Jean Francois in seiner unverschämten Weise fort, „Sie wissen, daß Dinge, die als geheime Dienstleistungen zu betrachten sind, gewöhnlich im Voraus bezahlt werden."

Luxor sah ein, daß sein Diener in der Sache keinen Schritt thun würde, wenn er nicht erst den versprochenen Lohn erhielte.

Demgemäß nahm er aus einem Schubfache eine Tausendfrancsnote, warf sie dem Habgierigen zu und sagte:

„Da, hier!"

Jean Francois verneigte sich bis zur Erde und ging seiner Wege.

In dem Augenblicke aber, wo er sich auf der Straße sah, sagte er bei sich selbst:

„Mein thörichter Dienstherr trägt sich mit Gewissensbedenken und wenn er der ganzen Sache auf den Grund kommt, so gibt er mir sicherlich den Lauf-

paß. Nun aber, wo ich mein Geld habe, kommt weiter nichts darauf an."

Anstatt sich sofort zu Nana zu begeben, nahm Jean Francois eine Miethkutsche und hieß den Kutscher nach der Rue de Grenelle zu fahren.

„Wenn die Baronin von Nesles in Paris ist, so ist der Baron sicherlich auch da, und er ist es, den ich vor allen Dingen sprechen will."

Gerade aber, als die Droschke in die Rue du Bac einbog, fuhr ein anderer Miethwagen vorüber, in dessen Passagier der ehemalige Gärtner seinen früheren Herrn, den Baron von Nesles, erkannte.

Jean Francois zog sofort die Schnur und sagte, als der Kutscher sich umdrehte:

„Ihr sollt fünf Francs über die Taxe bekommen, wenn Ihr diesen Wagen nicht aus den Augen verliert."

Der Kutscher lenkte sofort um und gab seinen Pferden die Peitsche.

Der andere Wagen fuhr die Rue Richelieu herunter und machte dann vor dem Clublocal des Barons halt.

„Nun weiß ich, wo er hingeht," dachte Jean Francois.

Dann stieg er aus, rief einen in der Nähe stehenden Commissionär herbei, zeigte ihm den in das Haus hineingehenden Baron und sagte:

„In zehn Minuten müßt Ihr auch dort hineingehen und diesen Brief dem Herrn geben, welchen ich Euch soeben gezeigt habe."

Hierauf drückte Jean Francois dem Commissionär

ein paar Francs in die Hand, stieg wieder in seinen Wagen und fuhr nach Nana's Wohnung.

Der Brief, welchen der Commissionär dem Baron zustellte und worin dieser von der Untreue seiner Gattin in Kenntnis gesetzt ward, war von Jean Francois selbst geschrieben.

Als dieser Nana's Wohnung erreichte, ging er rasch die Treppe hinauf und zog die Klingel.

Als Marion an der Thür erschien, fragte er, ob ihre Gebieterin zu Hause sei und fügte hinzu, daß Herr Luxor ihn schicke.

Die Zofe fragte, ob er einen Brief brächte und als Jean Francois diese Frage mit Ja beantwortete, forderte sie ihn auf, ihr den Brief zu geben.

„Nein, das kann ich nicht," sagte Jean Francois. „Ich habe strengen Befehl, den Brief selbst zu überreichen."

Obschon Marion stets viel Umstände machte, ehe sie verliebten Herren den Eintritt gestattete, so hielt sie es doch für unbedenklich, einen Diener einzulassen.

Sie öffnete deshalb die Thür des Boudoirs ihrer Herrin und sagte:

„Hier kommt Herrn Luxor's Lakai, Madame."

Mit diesen Worten schob sie ihn hinein und machte die Thür wieder zu.

Nana saß, als Jean Francois eintrat, an ihrem Schreibtisch, so daß sie ihm den Rücken zukehrte.

„Gebt den Brief her," sagte sie indem sie, ohne sich umzudrehen, die Hand über die Schulter streckte.

Jean Francois that, wie sie begehrte und als

Nana das Billet gelesen hatte, fragte sie, ob er Antwort bringen solle.

„Herrn Luxor wird es erwünscht sein," entgegnete Jean Francois.

Beim Klange dieser Stimme erschrak Nana und drehte sich rasch herum.

Wie oft hatte sie diese Stimme in schroffem, höhnendem Tone sprechen und Dinge sagen hören, die ihr Thränen ausgepreßt hatten.

„Mein Himmel, das ist ja Jean Francois!" rief sie, indem sie ihn erkannte.

„Guten Morgen, Nana!" sagte er in seiner hämischen Weise.

Es war dieß unklug und übereilt von ihm gehandelt.

Hätte er sie „Madame" genannt, so würde er sofort, wenigstens für den Augenblick, ihre Gunst erworben haben; dadurch aber, daß er sie in dieser vertrauten Weise als „Nana" anredete, bewog er sie blos, ihm zu zeigen, daß sie sich nicht vor ihm fürchte.

Als sie sah, daß er Livrée trug und daß er unverschämterweise seinen Hut wieder aufgesetzt, sagte sie in eisigem Tone:

„Man nennt mich Madame und mit dem Hut auf dem Kopfe spricht man nicht mit mir."

Jean Francois ließ sich jedoch auch nicht so leicht einschüchtern.

„Ihr seid ja fürchterlich stolz geworden," sagte er mit kurzem, spöttischem Gelächter und indem er eine feindselige Haltung annahm.

Nana ward ängstlich und streckte den Arm nach der Klingelschnur aus.

„Sei doch kein Närrchen!" sagte der Lakai. „Ich will Euch ja blos einen freundlichen Besuch machen. Ihr werdet mich doch nicht wie einen Dieb behandeln wollen."

Mit diesen Worten ergriff er Nana beim Arme, um sie am Klingeln zu hindern.

„Aber was wollt Ihr eigentlich?" fragte sie.

„Ich wollte Euch blos eine wichtige Neuigkeit in Bezug auf den Grafen von Morangis mittheilen."

Dieser Mann wirkte wie ein Zauberspruch auf Nana.

Sie dachte sofort nicht mehr an Jean Francois Unverschämtheit, sondern fragte ihn mit Unruhe und Spannung, ob er den jungen Grafen gesehen habe.

„Ja, allerdings," antwortete Jean Francois.

„Aber wann und wo? So sprecht doch!"

„Ich sah ihn soeben auf dem Wege zu einem Rendezvous mit einer vornehmen Dame — mit einer wirklichen vornehmen Dame, wohlgemerkt, nicht mit einem Kammermädchen wie Ihr seid," sagte der Lakai spöttisch.

Nana ward todtenbleich und ließ sich einen halb unterdrückten Schrei entschlüpfen.

„Denn es ist die Baronin Pauline von Nesles," fuhr Jean Francois fort.

Nana, welche sich, als der ehemalige Obergärtner sie an ihre frühere Stellung erinnert, entrüstet emporgerichtet hatte, sank wieder auf ihren Stuhl zurück.

„Heute Abend wird sie eine Zusammenkunft mit ihm haben," setzte Jean Francois hinzu.

Nana stützte die Stirne auf die Hände und zwei brennend heiße Thränen rannen auf ihren Wangen herab.

Jean Francois setzte sich in seiner frechen Weise ihr gegenüber und sagte in spöttischem Tone:

„Meine Mittheilung ist, wie es scheint, Euch nicht ganz gleichgültig, nicht wahr, nicht?"

Da Nana keine Antwort gab, sondern nur still vor sich hinweinte, fuhr er fort:

„Das kommt davon, wenn ein Mädchen, welches als Kind die Schafe gehütet, auf einmal die große Dame spielen will, schöne, theure Kleider trägt und sich von flotten Herren bei der Nase herumführen läßt! Ha! ha! ha!"

Obschon Nana von den peinlichsten Qualen gemartert ward, so verhielt sie sich dennoch schweigend und der Lakai fuhr immer noch in demselben Tone fort:

„Ich habe schon lange auf die Gelegenheit gewartet, mich an Euch zu rächen, Nana, denn Ihr wißt, auf wie verächtliche Weise Ihr mir begegnet seid, als wir Beide noch im Dienste des Barons standen. Ihr glaubtet aber, Jean Francois sei ein alberner Tölpel, der so etwas bald vergessen werde. Da habt Ihr Euch jedoch geirrt und er ist nun gerächt, an Euch sowohl, als auch an dem Grafen von Morangis."

„An dem Grafen!" rief Nana, indem sie, durch die letzten Worte ihres Feindes aufgestachelt, wieder emporsprang. „Ihr habt Euch an dem Grafen gerächt?"

„An diesem noch nicht, aber es wird nicht daran fehlen. Ihr werdet es selbst sehen.“

Jean Francois sagte dieß mit grimmig hämischer Miene und Nana sah ihn bestürzt an.

„Der Baron von Nesles,“ fuhr ihr Peiniger fort, „ist ein würdiger Mann, der seine Frau anbetet und niemals etwas Arges ahnte. Jetzt aber weiß er die ganze Geschichte und er wird den Grafen umbringen, das ist gewiß und sicher.

Nana stieß einen lauten Angstschrei aus.

„Ja, er wird ihn umbringen,“ fuhr Jean Francois fort, „ehe noch drei Stunden vergangen sind — noch heute Abend — in einem Hause, wo der Graf und die Baronin einander treffen wollen, und Ihr sollt nicht erfahren, wo dieses Haus ist.“

Nana hatte sich, während Jean Francois sprach, unmerklich einem eleganten, mit prachtvollem Schnitzwerk verzierten, kleinen Schrank genähert, der hinter ihr zwischen den Fenstern stand und während Jean Francois, nachdem er die soeben angeführten, letzten Worte gesprochen, in sich hineinkicherte, drehte sie sich rasch herum, öffnete das Schränkchen und nahm aus demselben einen Revolver, den der Graf ihr einige Monate vorher geschenkt, als er ihr ein Landhaus in Montmorency gekauft hatte.

Der Revolver war geladen.

Rasch wie der Blitz zielte Nana auf Jean Francois und rief:

„Wenn Du Dich von der Stelle rührst, so schieße ich dich nieder!“

Jean Francois prallte zurück und als er in das feuersprühende Auge der Gefallenen blickte, ward ihm doch ein wenig ängstlich zu Muthe.

Nana hatte mittlerweile mit der andern Hand die Klingelschnur ergriffen und läutete heftig.

Marion beeilte sich, diesem Rufe zu gehorchen, blieb aber wie angewurzelt an der Schwelle stehen, als sie ihre Gebieterin mit der Mordwaffe auf den Kopf des frechen Eindringlings zielen sah.

„Mein Himmel, was soll das bedeuten!" rief Marion.

Nana gebot ihr durch eine Geberde Schweigen, dann wendete sie sich wieder zu dem Lakai und erklärte nochmals, daß sie ihn niederschießen werde, wenn er sich rührte.

Jean Francois war eben so feig als boshaft. Er war ausdrücklich in der Absicht gekommen, um Nana zu beleidigen und zu kränken, jetzt aber fürchtete er sich vor ihr.

„Ach, ich bitte Euch, laßt mich leben!" stammelte er.

„Jean Francois!" fuhr Nana fort, „ich bin ein armes verlorenes Geschöpf, welches auf der ganzen Welt nur Eins besaß, worauf es Werth legte. Jetzt bin ich desselben beraubt und ich sehe, daß ich betrogen und verrathen bin. Das Leben ist mir nun gleichgültig, und ich frage nicht darnach, ob ich auf dem Blutgerüst sterbe. Höret jetzt, was ich sage. Ihr habt Euch von von meiner frühesten Jugend an schlecht und heimtückisch gegen mich benommen und wenn Ihr das Unheil, wel-

ches Ihr angestiftet, nicht wieder gut macht und dadurch die Vergangenheit sühnt, so schieße ich Euch, so wahr ich Nana heiße, eine Kugel durch den Kopf!"

„Was soll ich thun?" stammelte der ehemalige Gärtner.

„Mir die Wahrheit sagen," fuhr Nana fort.

Dann wendete sie sich wieder zu Marion und setzte hinzu:

„Rufe den Kutscher. Er ist stark und Ihr beide werdet diesen Bösewicht festbinden. Bringt Stricke mit."

Ende des ersten Theiles.

Gedruckt bei Josef Stöckholzer von Hirschfeld.

Inhalt.

ches Ihr angestiftet, nicht wieder gut macht und dadurch die Vergangenheit sühnt, so schieße ich Euch, so wahr ich Nana heiße, eine Kugel durch den Kopf!"

„Was soll ich thun?" stammelte der ehemalige Gärtner.

„Mir die Wahrheit sagen," fuhr Nana fort.

Dann wendete sie sich wieder zu Marion und setzte hinzu:

„Rufe den Kutscher. Er ist stark und Ihr beide werdet diesen Bösewicht festbinden. Bringt Stricke mit."

Ende des ersten Theiles.

Gedruckt bei Josef Stöckholzer von Hirschfeld.

Inhalt.

ches Ihr angestiftet, nicht wieder gut macht und dadurch die Vergangenheit sühnt, so schieße ich Euch, so wahr ich Nana heiße, eine Kugel durch den Kopf!"

„Was soll ich thun?" stammelte der ehemalige Gärtner.

„Mir die Wahrheit sagen," fuhr Nana fort.

Dann wendete sie sich wieder zu Marion und setzte hinzu:

„Rufe den Kutscher. Er ist stark und Ihr beide werdet diesen Bösewicht festbinden. Bringt Stricke mit."

Ende des ersten Theiles.

Gedruckt bei Josef Stöckholzer von Hirschfeld.

Inhalt.

ches Ihr angestiftet, nicht wieder gut macht und dadurch die Vergangenheit sühnt, so schieße ich Euch, so wahr ich Nana heiße, eine Kugel durch den Kopf!"

„Was soll ich thun?" stammelte der ehemalige Gärtner.

„Mir die Wahrheit sagen," fuhr Nana fort.

Dann wendete sie sich wieder zu Marion und setzte hinzu:

„Rufe den Kutscher. Er ist stark und Ihr beide werdet diesen Bösewicht festbinden. Bringt Stricke mit."

Ende des ersten Theiles.

Gedruckt bei Josef Stöckholzer von Hirschfeld.

Inhalt.

ches Ihr angestiftet, nicht wieder gut macht und dadurch die Vergangenheit sühnt, so schieße ich Euch, so wahr ich Nana heiße, eine Kugel durch den Kopf!"

„Was soll ich thun?" stammelte der ehemalige Gärtner.

„Mir die Wahrheit sagen," fuhr Nana fort.

Dann wendete sie sich wieder zu Marion und setzte hinzu:

„Rufe den Kutscher. Er ist stark und Ihr beide werdet diesen Bösewicht festbinden. Bringt Stricke mit."

Ende des ersten Theiles.

Gedruckt bei Josef Stöckholzer von Hirschfeld.

Wray, Leopold

Der rothe Doctor Roman aus der neuesten Zeit. Von Leopold Wray. Deutsch von August Kretzschmar

Bd.: 1

Pest, Wien, Leipzig 1868